

# Wochenblatt für Wilsdruff

Charandt, Nossen, Siebenlehn und die Umgegenden.

## Amtsblatt

für die Kgl. Amtshauptmannschaft Meißen, für das Kgl. Amtsgericht und den Stadtrath zu Wilsdruff, sowie für das Kgl. Forstrentamt zu Charandt.

Erscheint wöchentlich dreimal und zwar Dienstags, Donnerstags und Sonnabends. — Bezugspreis vierteljährlich 1 Mk. 30 Pf., durch die Post bezogen 1 Mk. 55 Pf. Inserate werden Montags, Mittwochs und Freitags bis spätestens Mittags 12 Uhr angenommen. — Inserionspreis 10 Pfg. pro dreispaltige Corpuzzeile. Druck und Verlag von Martin Berger in Wilsdruff. — Verantwortlich für die Redaktion Martin Berger daselbst.

No. 101.

Sonnabend, den 28. August

1897.

Dienstag, den 31. dieses Monats, 1 Uhr Nachmittags

gelangt in Rothschönberg 1 Kuh und 1 Sopha zur öffentlichen Versteigerung. Dienerversammlung im Gasthose zu Rothschönberg. Wilsdruff, den 21. August 1897.

Str. Busch, Ger.-Vollz.

Bei dem unterzeichneten Amtsgerichte ist heute Herr Gutsbesitzer Julius Edmund Menzel in Unterdorf als Ortsrichter für diesen Ort verpflichtet worden. Königl. Amtsgericht Wilsdruff, am 25. August 1897.

J. B. Niebold, Kommissionsrath.

### Zum 11. Sonntage nach Trinitatis.

Matth. 16, 18: Die Pforten der Hölle sollen meine Gemeinde nicht überwältigen. Wäre dies Wort nicht von den Lippen des bemühtigen Jesus Christ gesprochen — wir würden sagen: ein stolzes Wort! Aber dem Herrn lag jede Ueberhebung fern, und Er redete nur die Wahrheit, wenn Er Seine Gemeinde unüberwindlich nannte. So viele Feinde ihr auch erstanden sind von langen Jahren her, ist sie doch niemals überwältigt worden. Römische und griechische Heidenthum, Jösam- und Bernunft-Religion haben bald mit geistigen, bald mit Waffnen roher Gewalt das Häuflein wahrer Christen aneinandervprengen und bis auf den letzten Mann niederzermalen wollen. Es war vergebens. Wo sind sie geblieben, die Diokletian und Julian, oder jene Türkenkustane, die Europa unter das Zeichen des Halbmonds zu bringen sich vermaßen, wo sind Voltaire und Feuerbach, die dem Zeichen des Kreuzes kaum noch ein halbes Jahrhundert Frist gönnen wollten? Gestorben, verdorben. Unter der Arche des Unglaubens glüht der Glaube an Jesum Christ unausslöschlich fort, von Jahrhundert zu Jahrhundert. Kein Zweifel — auch 1997 wird die Gemeinde Christi noch in den Fluthen des Völkergetriebes stehen, ein Felsen im Meer, auf den sich alle Schiffbrüchigen retten. Die Fahnen der Segner, die heute so stolz sich im Winde blähen, werden dann zerissen und verstaubt in den Reughäusern der Geschichte hängen, aber das blutgetränkte Banner Jesu Christi wird unbeschädigt neuen Feinden entgegen im Felde stehen.

Aber — ist nicht der Ansturm gegen die Gemeinde Christi heute stärker denn je? Ist nicht die große Mehrzahl der Gebildeten ins feindliche Lager übergegangen, so daß es Mühe macht, christliche Aerzte, fromme Staatsmänner, gläubige Hochschullehrer noch namhaft zu machen? Hören wir nicht schon den drohenden Schritt der Arbeiter-Parteilone, die mit den Thronen der Könige zugleich die Altäre Jesu Christi zu stürzen versprechen?

Ein Sozialist erklärte vor einiger Zeit in einer New-Yorker Zeitung, daß er der Kirche den Rücken gekehrt habe und zum Unglauben bekehrt sei. Es werde nun seine Aufgabe sein, das Christenthum über den Haufen zu werfen. Darauf erwiderte die Redaktion einer anderen New-Yorker Zeitung: „Wirklich, das ruft eine Erinnerung in uns wach. Neulich nachts traf ein Polizist auf einem Bauplatze einen Menschen, welcher etwas in der Hand hielt und damit gehörig gegen einen Granitblock schlug. Als jedoch der Wächter des Befehles gewahrte, daß es eine Aube war, mit der jener auf den Block hämmerte, so ließ er den Menschen ganz unbehelligt, da er einsah, daß er es mit einem Narren zu thun hätte.“

In der That ist es Narretei, gegen Jesum und Seine Gemeinde einen Vernichtungskrieg führen zu wollen. An Zahl schwächer, sind die Christen stärker als ihre Gegner durch die Geisteskräfte, die von Gott her sie befeelen, durch die Waffen, die Er darreicht, durch den Ueberfluß an Speise und Trank, der sie jede Belagerung aushalten läßt. Sie werden oft bedrängt, nie besiegt. Ihnen ist oftmals bange, aber sie verzagen nicht. Sie warten in Geduld auf die große Stunde, in der über alle Anfechtung und Krieg und Streit die Stimme großer Schaaren im Himmel erschallen wird: Halleluja! Der allmächtige Gott hat das Reich eingenommen.

### Landwirtschaft.

Was lehren uns die diesjährigen schweren Hagelschläge in Süddeutschland? In großen Theilen Süddeutschlands, namentlich Württembergs und des Elsaß, sind im Juli überaus schwere Hagelwetter niedergegangen, welche ungeheuren, nach vielen Duzenden von Millionen zu schätzenden Schäden an den Feldfrüchten, in den Obst-

und Nebenanlagen angerichtet haben. Die Hagelbeschläge in Württemberg sind deshalb ganz besonders lehrreich, als sie in sogenannten „hagelsicheren“ Gegenden niedergegangen sind, in welcher sich die überwiegende Mehrzahl der Bauern darauf verließ, daß es dort „niemals“ hageln wird. Die Folge der schrecklichen Verwüstungen auf 58000 Hektar württembergischem Lande ist, daß nun unzählige Landwirthe, die ihre Pflicht der Hagelversicherung verabsäumt haben, mehr oder weniger vor ihrem Ruine stehen und nun zum Hagelbettel greifen müssen, um sich über Wasser zu halten. Auch im Elsaß sind fast alle geschädigten Landwirthe nicht versichert gewesen. Wenn der Appell an die öffentliche Wohltätigkeit zur Unterstützung der vielen schwer geschädigten sogenannten Zwergwirthe auch sehr angemessen erscheint, so liegt doch für die größeren Bauern der betreffenden Gebiete eine schwere Demüthigung darin, daß sie nun als Folge ihrer schweren Pflichtversummth ein Almosen von ihren Mitbürgern annehmen müssen. Offenlich wird die in den schweren Schäden dieses Jahres liegende harte Lehre auch im weitesten Umfange beherzigt und wenden sich auch die Landwirthe jener Gegenden der Hagelversicherung zu, welche bisher als „hagelsicher“ galten. Es giebt eben absolut keine hagelsichere Feldmark in Deutschland und je länger eine Gegend vom Hagel verschont geblieben ist, desto größer wird die Wahrscheinlichkeit, daß bald ein um so schwererer Schaden sie treffen wird. Die diesjährigen Schäden Württembergs liefern einen neuen Beweis für die Nichtigkeit dieses Erfahrungssages, denn gerade die am schwersten betroffenen Gebiete sind solche, für welche die Statistik bisher einen Hagelschaden nicht aufweisen konnte. Gerade jetzt, angesichts der argen Verwüstungen, sollten alle hierzu Berufenen durch Wort und Schrift der landbauertreibenden Bevölkerung, welche der Hagelversicherung noch fern steht, den unendlichen Segen derselben vor Augen führen und namentlich alles anfeuern, um den Glauben an die sogenannte „Hagelsicherheit“ einer Gegend zu zerstören, da diese in das Fabelreich gehört. In Deutschland giebt es keine Feldmark, welche nicht dem Hagelschlag ausgesetzt wäre!

### Tagesgeschichte.

Der Kaiser ist am Mittwoch von Wilhelmshöhe nach Berlin zurückgekehrt, um die Vorbereitungen zum Empfange des Königs von Siam und für die Abhaltung der großen Herbstparade zu leiten. Am Tage vor seiner Abreise nach Berlin hatte der Kaiser in Wilhelmshöhe noch den Es muß Kriegsminister von Goltzler und den Staatssekretär des Reichsmarine-Amts Kontre-Admiral Tirpitz empfangen. Dabei bemerkt werden, daß der Staatssekretär des Marine-Amts Kontre-Admiral Tirpitz von Friedrichshagen kam, wo derselbe dem Fürsten Bismarck einen Besuch abgestattet hatte.

Potsdam, 26. August. Der König von Siam traf heute abend auf hiesigem Bahnhof ein, woselbst der Kaiser, die hier anwesenden Prinzen und Fürstlichkeiten, der Kriegsminister und der Chef des Generalstabes zum Empfange anwesend waren. Auf dem Bahnsteig war eine Ehrenkompanie des Gardejägerbataillons aufgestellt; die Musikkapelle spielte die siamesische Hymne. Die Majestäten schritten die Front der Ehrenkompanie ab und brgaben sich dann unter Eskorte einer Schwadron vom Regiment Garde du Corps nach dem Stadtschloße. Im Hofe des Stadtschlosses war als Ehrenwache die Leibkompanie des 1. Garderegiments aufgestellt. Abends fand ein Souper im Schloße statt.

Die englischen Angriffe auf das Verhalten der deutschen Regierung bei den türkisch-griechischen Friedensverhandlungen werden in der „Nordb. Allgem. Ztg.“ wie folgt zurückgewiesen: Die englische Presse hat die neueste Schwelung der britischen Diplomatie in den Friedens-

verhandlungen am Goldenen Horn zum Anlaß genommen, um vor der öffentlichen Meinung Europas Deutschland als diejenige Macht hinzustellen, die durch ihre Haltung in der griechischen Finanzfrage die Unterzeichnung des Präliminarfriedens planmäßig verzögere. Die „Nordb. Allgem. Ztg.“ weist gegenüber diesen gekünstelten Entstellungenversuchen nur nochmals darauf hin, daß die Einführung internationaler Vorsichtsmaßregeln für die Verzinsung und Tilgung der Anleihen Griechenlands als eine unabwendbare Nothwendigkeit von sämmtlichen im Konzert der Mächte befindlichen Regierungen, einschließlich der großbritannischen, anerkannt worden sind. Ferner wird in der „Nordb. Allgem. Ztg.“ ausgeführt, daß auch die reichen griechischen Bankhäuser die Einführung einer Finanzkontrolle für Griechenland verlangt haben, also Deutschland mit seiner Forderung gegenüber Griechenland durchaus im Rechte ist.

Berlin, 25. August. Die Eisenbahnkatastrophe bei Celle ein Nordanschlag auf den Kaiser? Die in hohem Grade mysteriöse Angelegenheit erhält dadurch einen ungemein ernsten Anstrich, daß der Gedanke nicht von der Hand zu weisen ist, ein Attentat gegen den Kaiser sei geplant gewesen, der die Strecke acht Stunden vor der Katastrophe besuhr. Wir entnehmen den „Sannöverschen Tages-Nachrichten“ die folgende Darstellung des Thatbestandes: „Die angeforderten Ermittlungen haben ergeben, daß die innere Schiene des rechten Geleises etwa zwei Zoll nach dem Geleissinneren zu eingebogen, und daß die unter diesem Bogen liegende Schwelle nach rückwärts verschoben war; an dem Steg der inneren Schienen, und zwar auf der Außenseite finden sich Merkmale (blanke Stellen), welche darauf schließen lassen, daß die Einbiegung mit einem windenartigen Instrument vorgenommen ist. Daß durch die Entgleisung selbst diese Veränderungen am Bahnkörper hervorgerufen sind, ist ausgeschlossen, da, wie die Radeindrücke auf den Schwellen ergeben, die Entgleisung nach rechts stattgefunden hat, und in Folge dessen kein Metalltheil der Maschine oder des Wagens die äußere Seite der inneren Schiene berührt haben kann. Schwellenverschiebungen können bei Entgleisungen nur in der Fahrtrichtung, nie aber nach rückwärts vorkommen. Die Einbiegung der Schiene usw. muß in der Zeit der vor der Katastrophe liegenden letzten halben Stunde vorgenommen sein, da das Personal des Güterzuges, welcher die fragliche Stelle genau eine halbe Stunde vorher passirte, nicht das geringste Auffällige bemerkt hat. Der Kaiser hat etwa acht Stunden vorher, allerdings in umgekehrter Fahrtrichtung und auf dem anderen Geleise, dieselbe Strecke durchfahren. Sollten die Verbrecher Ausländer, die mit den Reiseabspeditionen des Kaisers und den deutschen Eisenbahneinrichtungen nicht vertraut gewesen sein, so bleibt immerhin die Vermuthung berechtigt, daß dieselben angenommen hatten, wie in Frankreich, Belgien, Italien usw. würde auch bei uns auf dem linken Geleise gefahren, und der kaiserliche Zug würde erst um die Stunde des Unglücks den Thator passiren.“

Sehr umfassende Reformen stehen, wie ein Berichterstatter wissen will, für den inneren Postdienst bevor. Sie werden in großen Zügen den Zweck im Auge haben, das Verhältnis der Zahl der „arbeitenden“ zu der der „aufsichtführenden“ Beamten besser zu gestalten. Bei den genaueren Erkundigungen, die der neue Staatssekretär des Reichspostamts über den innern Dienst seines Verwaltungsgebiets eingezoogen hat, ist ihm vor allem die Thatsache aufgefallen, daß eine übergroße Anzahl von Beamten, und naturgemäß gerade die besser bezahlten, nichts zu thun haben, als „Aufsicht zu führen“. Bei der Revision des Postamtes in der Denthstraße in Berlin, bei der Herr v. Robbielski jeden ihm in den Weg kommenden Beamten nach seiner Funktion frug, wurde ihm so oft die Antwort

„Ich führe die Aufsicht“ oder „ich bin hier zur Aufsicht“ gegeben, daß ihm schließlich die Frage entchlüpfte: „Ja, wo sind denn nun eigentlich die Leute, die arbeiten?“ Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine Verwaltung, wie die Post, einer exakten Leitung und einer festen und genauen Aufsicht bedarf, dabei ist aber doch gerade der Dienst bei der Post so vielfältig und setzt auch für den untersten Beamten so viele selbstständige Handlungen voraus, daß er ohne ein gewisses Vertrauen zu den Beamten gar nicht durchzuführen ist. Zudem ist die „Aufsicht“, wie sie jetzt im Uebermaß geübt ist, oft sehr fragwürdig. Der junge Postgehilfe, der den alten, im Dienst ergrauten Unterbeamten mit der Paketkarre zur Eisenbahnpost begleitet und der beim Einzahlen der Postsendungen die Aufsicht führen soll, meist aber den sonstigen Ereignissen auf dem Bahnsteig viel mehr Interesse abgewinnt, bietet in vielen Fällen eine nur sehr geringe Gewähr. Gerade die Verhältnisse der Bahnpost hat Herr v. Poddelski eingehend zu studiren Gelegenheit gehabt bei einer Fahrt, die er im Postwagen eines nach Posen gehenden Zuges von Berlin bis Frankfurt a. O. mitgemacht hat, und zwar ohne die sonst übliche Begleitung des zuständigen Postdirektors, der gewöhnlich bei derartigen Inspektionsfahrten eingehenden Vortrag über die Dienstverhältnisse zu halten pflegt, damit aber die Gelegenheit zu Fragen und Vergleichen wesentlich beschränkt. — Eine weitere Reform, die schon durch bestimmte Verfügungen in die Wege geleitet ist, betrifft die Verringerung des Schreibwerks im innern Verkehr. Aufgehoben ist bereits das sogenannte Quittiren im Bahnpostdienst, eine reine Formensache, aufgehoben sind ferner die umfangreichen Protokolle, die bisher über Vorkommnisse im Bahnpostdienst aufgestellt wurden und die jetzt durch kurze Aktenvermerke ersetzt sind. Weitergehende Änderungen stehen für die nächste Zeit noch bevor.

Auf einem Verbandstage deutscher Kriegsveteranen, der vor einigen Tagen in Köln stattfand, ist der Beschluß gefaßt worden, für die Einführung einer Wehrsteuer zu wirken. Die dort versammelt gewesenen Veteranen wollten „entsprechend Artikel 58 der Reichsverfassung“ einen Ausgleich in den Lasten der Kriegsdienstpflicht dadurch schaffen, daß die vom Wehrdienst befreiten, am bürgerlichen Erwerb nicht gehinderten Männer zur Leistung einer Steuer herangezogen werden, damit die Mittel beschafft werden zur vollständigen Versorgung der Invaliden, der Wittwen und der erwerbsunfähigen Teilnehmer an den Kriegen. Es soll eine Denkschrift veröffentlicht und eine Petition an den Kaiser und den Reichstag gesandt werden. In dem Verbandsbericht der deutschen Kriegsveteranen ist nur ein sehr geringer Theil derjenigen vereinigt, die die Feldzüge in Ausübung ihrer Dienstpflicht mitgemacht haben, und es wird daher nicht ohne weiteres angenommen werden dürfen, daß der Beschluß der Ansicht der großen Mehrheit der Kriegsveteranen entspreche, in dessen wird man dadurch an eine Zeit erinnert, in der über die Wehrsteuer in Deutschland, im Reichstage und in der Tagespresse leidenschaftlich diskutiert und eine Menge Schriften für und wider sie veröffentlicht wurde. Im März 1881 wurde nach Genehmigung durch den Bundesrath dem Reichstage der Entwurf eines Gesetzes zur Einführung einer Wehrsteuer vorgelegt. Danach sollte von denjenigen, die ihre Wehrpflicht nicht persönlich ausübten, also in ihrem Erwerb nicht gehindert wären, eine Steuer in Höhe eines Einheitsjahres von vier Mark und bei solchen, die ein Einkommen von mehr als 6000 Mark hätten, eine Steuer von 3 Prozent erhoben werden, und zwar höchstens 12 Jahre lang. Ueber die Vorlage wurde im Plenum des Reichstages am 28. und 29. März und wieder am 7. Mai verhandelt, da sich aber namentlich an dem letztgenannten Tage herausstellte, daß eine Mehrheit für sie nicht zu erlangen war, wurde die Vorlage zurückgezogen. Seitdem ist sie nicht wiederholt worden, und es spricht auch kein Moment dafür, daß sie heute günstiger aufgenommen würde, als es damals geschah, ganz abgesehen davon, daß die finanziellen Verhältnisse des Reiches und der Einzelstaaten jetzt neue Reichsteuerprojekte überhaupt als aussichtslos erscheinen lassen. Uebrigens ist in zwei deutschen Staaten kurze Zeit hindurch bereits eine Wehrsteuer erhoben worden. In Bayern wurde 1868, in Württemberg 1869 eine solche Auflage eingeführt, gleichzeitig mit dem Uebergange von dem früheren Loskaufsystem zur allgemeinen Dienstpflicht, doch wurde sie in beiden Staaten mit der Begründung des Reiches wieder aufgehoben. Zur Zeit bestehen nur in Oesterreich-Ungarn, der Schweiz und in Frankreich Wehrsteuern. In Frankreich wurde sie zuerst 1800 eingeführt, aber schon bei der Errichtung des Kaiserreiches wieder aufgehoben. Erst 1889 kam man dort wieder darauf zurück und erhebt seitdem eine Wehrsteuer, aber nur für 4 Jahre. In Oesterreich-Ungarn besteht sie seit 1880; sie wird in 14 Klassen in Sägen von 1—100 Gulden erhoben. In der Schweiz ist der „Militärpflichtensatz“, der in einigen Cantonen schon etwa seit 1840 erhoben wurde, 1878 einheitlich geregelt worden. Die Berufung des Verbandstages auf Artikel 58 der Reichsverfassung fußt auf dem Satz: „Wo die gleiche Vertheilung der Lasten (des Kriegswesens) sich in natura nicht herstellen läßt, ohne die öffentliche Wohlfahrt zu schädigen, ist die Ausgleichung nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit im Wege der Gesetzgebung festzustellen.“ Daß damit der Erlaß einer Wehrsteuer begründet werden könnte, ist sehr zweifelhaft, doch ist eine Untersuchung darüber unnöthig, da dem Reiche allgemein die Gesetzgebung über das Militärwesen zusteht.

Zeichen nationaler Verbitterung. Als ein sprechendes Symptom für den hohen Grad der Erregung der Deutschen in Böhmen, in Folge welcher auch die Solidarität aller Parteien in diesem bedrohten Landestheile erschütterlich fortgeschritten ist, kann es angesehen werden, daß der Deutsche Verein und der Deutsch-nationale Verein für Neichenberg und Umgebung gemeinschaftlich einen Aufruf an die deutschen Volksgenossen erlassen, in welchem sie mit Nachdruck auf die Anstrengungen hinweisen, die von tschechischer Seite gemacht werden, um künstlich oder mit Gewalt das deutsche Sprachgebiet in Böhmen allmählich zu tschechifiziren. Der Aufruf fordert dazu auf, der durch Ansiedelung tschechischer Gewerbetreibender in

deutschen Ortschaften betriebener Tschechifizirung entgegenzutreten. Es heißt in diesem Aufrufe: Deutsche Volksgenossen! Unterstützt daher in erster Linie die deutschen Gewerbsleute, Handwerker, Händler und noch sonstige Geschäftsleute. Es nehme sich jeder deutsche Mann — besonders aber auch, was hier sehr wichtig ist, jede deutsche Frau — Bürger und Landmann ernstlich vor, alle seine einschlägigen Bedürfnisse nur bei Deutschen zu beschaffen. Dadurch allein kann das wirtschaftliche Gedeihen des deutschen Gewerbes gefördert und das fremde Element von weiterem Vordringen abgehalten werden. Deutsche Hausfrauen! Nehmt in Euere Dienste ausschließlich deutsche Dienstmädchen, schenkt nicht vor den zum Theil nur eingeübten Schwierigkeiten zurück. Deutsche Gewerbsleute und Handwerker! Thut aber auch Ihr Euere Pflicht! Trachtet Euere deutsche Kundenschaft durch solide und preiswerthe Arbeit zu befriedigen und Euch zu erhalten. Erhalten aber auch Euere Werkstätten und Geschäfte selbst deutsch. Nehmt vor allem ausschließlich deutsche Knaben in die Lehre und trachtet diese Lehre so zu gestalten, daß sie für den Lehrling fruchtbar werde und ihn zu einem tüchtigen Gewerbsmann, aber auch zu einem tüchtigen Deutschen ausgestalte. Nehmt nach Thunlichkeit — wir wissen ja, daß es nicht auf einmal geht — nur deutsche Gehilfen in Euere Werkstätten und Geschäfte auf und pflegt in diesen Werkstätten und Geschäften gute deutsche Sitte, deutsche Sprache und guten alten Handwerksbrauch. Schließt Euch Alle fest zusammen, haltet in der Konkurrenz untereinander Maß und Ziel, sucht Euch vielmehr gegenseitig zu fördern und zu unterstützen und haltet selbst streng zum eigenen Volke, seid durch und durch national! Durch einträchtiges inniges Zusammenhalten wird es hoffentlich noch gelingen, das weitere Vordringen fremder Elemente in unseren deutschen Gewerbestand hintanzuhalten und unser Gewerbe nicht nur deutsch zu erhalten, sondern auch wirtschaftlich zu kräftigen. Besonders wenden wir uns noch an die deutschen Bauern und Landleute. Wenn Ihr in die Stadt kommt, um Euere Bedürfnisse zu befriedigen, wendet Euch durchaus an deutsche Gewerbsleute und Handwerker. Sie sind ja eines Stammes mit Euch, sie sind Euere Brüder! Ihnen in ihrer schwierigen Lage zu helfen und sie kräftig zu unterstützen, ist Euere heilige Pflicht! Deutsche! Fördert Euch gegenseitig, haltet zusammen, haltet an der deutschen Gemeinbürgerschaft auch im wirtschaftlichen Leben fest.

Wie aus Wien berichtet wird, beschloß der Prager Stadtrath, sämtliche bisher doppeltsprachigen Warnungstafeln in den städtischen Anlagen zu entfernen und durch ausschließlich tschechische zu ersetzen. Auch in Prag zeichnet ein eigener jungtschechischer Ausschuss jene Gasthäuser auf, in denen deutsche Vereine und Studentenverbindungen ihren Sitz haben. Die Wirthe werden aufgefordert, in bestimmter Frist den Vereinen zu kündigen. In Stienowitz bei Pilsen wurden bei Juden und in der Gensdarmereikasernen Fenster eingeschlagen. Ein Israelit wurde leicht verletzt. Elf Personen wurden verhaftet. Das stärkste Stück kam gestern vor dem Prager Schwurgerichtshofe vor. In der Verhandlung bediente sich der Advokat Dr. Sabert der deutschen Sprache, was einen förmlichen Sturm bei den tschechischen Geschworenen hervorrief; sie schrien: „Sprechen Sie tschechisch, wir verstehen Sie nicht!“ Der Advokat erwiderte, daß er nicht aus nationalen Gründen deutsch spreche, sondern weil er der tschechischen Sprache nicht mächtig sei. Darauf wüthte der Vorsteher der Geschworenenbank. Die Tschechen schrien: „Freiheit, Schmach!“ Mehrere Minuten lang schrien die tschechischen Geschworenen wie durch einander, sodas der Präsident nur mühsam Ruhe schaffen konnte. Die Verhandlung wurde vertagt.

Die vom Grafen Badeni beabsichtigte Ausgleichskonferenz ist gescheitert. Nachdem die deutschen Abgeordneten Böhmens sich für Nichtbetheiligung entschlossen und die Vertreter des verfassungstreuen Großgrundbesitzes — durchaus logisch — erklärt haben, daß sie gleichfalls zurücktreten müßten, wenn ohne die Abgeordneten des deutschen Volkes verhandelt werden sollte, so blieben nur die Tschechen und Merikalen als Konferenzteilnehmer übrig. Mit diesen allein giebt es nichts „auszugleichen“ und somit mußte die Konferenz unterbleiben. Graf Badeni hat dem Wiener „Fremdenblatt“ zufolge, dem Oberlandmarschall Fürst Lobkowitz, dem Grafen Vouqui und Graf Dswald Thun, sowie dem Abgeordneten Dr. Herold unter dem Ausdruck seines Dankes für das durch die Annahme der Einladung bewiesene Entgegenkommen mitgetheilt, daß die Konferenz als gegenstandslos unterbleibe. — Die Frage, ob es von den Deutschen Böhmens politisch klug war, gleich von vornherein jede Theilnahme an dem Friedensvorschläge abzulehnen, ohne erst abzuwarten, wie sich die Sache entwickeln würde, wollen wir dahingestellt sein lassen, da hieran nun doch einmal nichts mehr zu ändern ist. Alle Gemüther beschäftigt jetzt die andere Frage: „Was nun?“ Das Wiener „Fremdenblatt“ schreibt: Wäre die Ausgleichskonferenz zu einem Resultate gediehen, dann wäre auch die Brücke für den Uebergang in normale parlamentarische Verhältnisse gebaut. Diese Aussicht ist nunmehr verschwunden, und man darf umso mehr darüber staunen, als ja die einseitige Aufhebung der Sprachenverordnung den parlamentarischen Apparat auch nicht in Gang gebracht hätte, die Verhinderung demnach der allein mögliche Ausweg war. Unklar und unerfreulich ist demnach jeder Ausblick, und nur die Zuversicht hält alles aufrecht, daß der Staat sich noch immer stärker erweisen hat, als jede Parteiströmung, und die Notwendigkeit endlich überall alle ihr entgegenstehenden Hindernisse beseitigt. Die Deutschliberalen ergöben sich an jener Popularität, die ihr Aufgehen in der nationalen Strömung ihnen einbringt. Sie berauschen sich an Ovationen und Vertrauensumgebungen; sie bringen Opfer über Opfer, nur um die Solidarität mit den Nationalen zu behaupten, und auch der letzte Prager Beschluß scheint ein solches Opfer zu bedeuten. Aber glauben die vielen ersten Männer, die dem Schimmer wechselvoller Volksgunst nicht widerstehen konnten, daß Oesterreich wirklich nach jenen Grundsätzen geleitet werden kann, zu denen sich die Nationalen des nördlichen Böhmens sich bekennen?

Wiener Blätter melden aus Prag: Eine für kommenden Sonntag nach Lipan einberufene tschechische Versammlung wurde von der Bezirkshauptmannschaft böhmisch-Brod mit der Begründung unterjagt, daß die Berantalter derselben eine Bürgerschaft für Aufrechterhaltung der Ordnung und Ruhe nicht zu bieten vermögen und überdies diese Kundgebungen nicht geeignet seien, in der jetzigen erregten Zeit zur Beruhigung der Gemüther beizutragen.

Ischl, 26. August. Der Ministerpräsident Graf Badeni wurde heute vormittag vom Kaiser in längerer Audienz empfangen und dem am Nachmittag stattfindenden Familiendiner zugezogen.

Kronstadt, 26. August. Der Kaiser und die Kaiserin, Präsident Faure, die Großfürsten und Großfürstinnen trafen mittag auf der kleinen Rbede ein und besuchten zunächst die Kaiser-Yacht „Standart“, sodann begaben sie sich an Bord des französischen Panzerschiffes „Pothuan“, woselbst das Frühstück eingenommen wurde. Nachmittags 3 Uhr begaben sich die hohen Herrschaften an Bord des Kreuzers „Nowa“, welchen der Kaiser dem Präsidenten Faure zeigte. Faure verabschiedete sich hier und kehrte darnach auf den Panzer „Pothuan“ zurück, welcher unter begeisterten Zurufen des Publikums alsbald in See ging.

Petersburg, 26. August. Bei dem Dejeuner auf dem Kreuzer „Pothuan“ brachte Präsident Faure folgenden Trinkspruch aus: „Ich danke Ew. Majestät und Ihrer Majestät der Kaiserin, daß Sie so huldvoll acceptirten, einige Augenblicke auf einem der Schiffe unserer Flotte zu verweilen. Ich bin darüber umso mehr erfreut, als es mir dadurch möglich ist, Ihnen unter dem Schatten unserer Nationalflagge zu sagen, wie sehr ich gerührt bin von der uns dargebotenen Gastfreundschaft, und wie dankbar wir dem russischen Volke sind für den großartigen Empfang, der dem Präsidenten der Republik bereitet worden ist. Ew. Majestät kam nach Frankreich, geleitet von russischen und französischen Seelenten; in ihrer Mitte grüße ich tief bewegt Rußland vor meiner Abreise. Die russische und die französische Marine können stolz sein auf den Antheil, den sie von ersten Tage an hatten an den großen Ereignissen, die die innige Freundschaft Frankreichs und Rußlands begründeten. Sie brachten die ausgestreckten Hände einander näher und ermöglichten den beiden vereinten und allirten Nationen, die von dem gemeinsamen Ideal der Zivilisation, des Rechts und der Gerechtigkeit geleitet werden, sich brüderlich in der loyalsten und aufrichtigsten Umarmung zusammenzuschließen. Ich erhebe mein Glas zu Ehren Ew. Majestät und Ihrer Majestät der Kaiserin im Augenblick der Trennung und bitte Sie, die heißen Wünsche entgegenzunehmen, welche ich hege für Ihr Glück und dasjenige der kaiserlichen Familie. Im Namen Frankreichs trinke ich auf die Größe Rußlands.“ — Der Zar erwiderte: „Herr Präsident! Die Worte, welche Sie soeben an mich gerichtet haben, finden in meinem Herzen ein lebhaftes Echo und indem ich ganz den Gefühlen nachgebe, weiche mich und ganz Rußland bewegen, schähe ich mich glücklich zu sehen, daß Ihr Aufenthalt unter uns ein neues Band zwischen unseren beiden befreundeten und allirten Nationen schafft, welche gleichmächtig entschlossen sind, mit ihrer ganzen Macht zur Aufrechterhaltung des Weltfriedens im Geiste von Recht und Billigkeit beizutragen. Lassen Sie mich nochmals für Ihren Besuch danken und mich mein Glas zu Ihrer Ehre und auf die Wohlfahrt Frankreichs leeren.“

Nach dem großartigen Empfange des Präsidenten Felix Faure in Kronstadt durch den russischen Kaiser und den Großfürsten am Montag und dem Festmahle zu Ehren des Präsidenten in Peterhof wurden in Petersburg am Mittwoch dem Oberhaupt der französischen Republik neue Ehren dargebracht. Am Mittwoch Nachmittag fand in Petersburg durch Kaiser Nikolaus und dem Präsidenten Faure, in Anwesenheit aller Großfürsten, der Vostschafter, der Staats-Hofwundenträger, der Stadtvertretung u. A. unter großem kirchlichen Gepränge die feierliche Grundsteinlegung der Troitz-Brücke statt. Metropolit Paladius celebrierte; Präsident Faure that die ersten Hammerschläge, ihm folgte Kaiser Nikolaus. An der Brücke war ein prächtiges Kaiserzelt in Goldbrokat errichtet worden. Sowohl beim Eintreffen des Kaiser Nikolaus und des Präsidenten Faure, wie bei der Abfahrt derselben brach die Menge in begeistertem Jubel aus. Nach Beendigung der Feier begab sich Kaiser Nikolaus auf einem Dampfer nach Peterhof, während Präsident Faure sich nach der französischen Botschaft begab, woselbst er die französische Kolonie empfing. Auch am Vormittage war der Empfang des Präsidenten Faure in Peterhof ein großartiger. Der Präsident war mit der russischen Kaiserhacht von Peterhof nach Petersburg gefahren. Auf dem in der Nähe des Landungssteges vor Anker liegenden französischen Kreuzer „Surcouf“ hatten die Mannschaften aufgereitert und begrüßten den Präsidenten mit Kanfaren und Hurrahrufen. Auch von dem die Fenster und Balkone dicht besetzt haltenden Publikum, sowie von den in voller Gala auf der Newa veranfertigten Privatdampfern aus wurde demselben ein enthusiastischer Empfang bereitet. Am Landungssteg wurde Faure von dem Petersburger Stadthaupt Ratkow Roschnow, sowie von dem Stadthauptmann Kleigels empfangen. Vor der Einweihung der Troitz-Brücke hatte sich der Präsident Faure in die Kirche der Peter Pauls-Festung begeben, dort verrichtete er eine Andacht am Grabe des Kaisers Alexander III. und legte auf demselben einen prachtvollen goldenen Myrthenzweig nieder. Sodann besuchte der Präsident auch die anderen in der Kirche befindlichen Gräber des kaiserlichen Hauses.

(Fortsetzung der Tages-Geschichte in der 2. Beilage.)

### Kirchennachrichten aus Wilsdruff.

Am 11. Sonntage nach Trinitatis:  
Vorm. 1/9 Uhr Gottesdienst. Predigttext: Luc. 18, 9—14.  
Nachm. 1 Uhr Christenlehre mit der weibl. Jugend.

**Schnitt-Bock-Fleisch,**  
 a Pfd. 45 Pfg., empfiehlt **A. Ziegn.**

**Neue Preiselbeeren,**  
 in Zucker gesotten,  
 empfiehlt **Th. Nitthausen.**



Von heute ab steht wieder ein frischer Transport der vorzüglichsten ostpreussischen und holländischen **Milch-Kühe,** hochtragend und mit Kälbern zu äußerst billigen Preisen zum Verkauf im **oberen Gasthof zu Braunsdorf, Oskar Ruhland.**

**Herleshäuser Magentropfen**

in langjähriger Praxis erprobt gegen Appetitlosigkeit, schlechten Geschmack, übertriebenen Atem, Aufstossen, Sodbrennen, Magenkrämpfe, Magenschmerzen, Magenkatarrh, Verdauungsstörungen, Kolikschmerzen, Uebelkeit, Erbrechen, Kopfschmerz, Hartleibigkeit, Hämorrhoidal-Leiden. Besonders wirkend selbst in acuten Fällen, wie chronischen Magen-, Leber-, Nieren- und Nervenleiden, Athmungsbeschwerden, Herzklappen, Migräne etc.

Die Bestandtheile dieser Tropfen bilden eine solche harmonische Verbindung medizinischer Kräfte, und sind die Ingredienzen so vortreflich gewählt, daß sie unbeanstandet vom schwächsten Magen, vom Kinde so gut wie vom Greise genommen werden können, fasz die **Herleshäuser Magentropfen** sind ein

**Hausmittel ersten Ranges**

und sollte in jeder Familie sein. Sie wirken unbedingt schmerzstillend und selbst in veralteten Fällen genügt oft eine einzige Dosis. Preis pro Flasche mit Schatzmarke nur **M. 1.—**. Zu haben in den Apotheken **Wilsdruff: Apoth. Tzschaschel.**

Zusammensetzung: Rep: Enzianwurzel 45 Gr., Taubendrüsenkraut 30 Gr., Somersranzschale 25 Gr., Zitronenwurzel 10 Gr., Ingwer 8 Gr., Salantwurzel 4 Gr., Kartamon 4 Gr., Juncus 25 Gr., Cöniarinde 30 Gr., Aloe 9 Gr., Khabarber 5 Gr., Abthoth 25 Gr., Valerian 10 Gr., Kalmus 20 Gr., verdünnter Weingeist 2000 Gr., verdünnte Salzsäure 100 Gr., Wasser 10 Gr.

**Hundstagszeit!**

Die Hundstagszeit, sonst stiller Art, Bringt Abwechslung entschieden:  
 Nach Petersburg — die Kaiserfahrt  
 Erhält der Welt den Frieden. —  
 In Spanien fiel durch Mörderhand  
 Der Hüter von dem Throne.  
 Hofiren geht Ferdinand  
 Nach einer Königskrone.  
 Für Dresden ist die Hundstagszeit  
 Die schönste Zeit im Jahre,  
 Denn fast umsonst liegt da bereit  
 Die feinste Kleiderwaare.  
 Weil mit dem Glanz des Hundsternscheins  
 Der Sommer geht vorüber.  
 Räumt mit dem Lager „Goldne Eins“  
 Je schneller, desto lieber.

**Jetzt zu herabgesetzten Preisen:**

Ein Posten Herren-Anzüge, früher 15—36, jetzt 10—24 M. Ein Posten Herren-Paletots, früher 12—34, jetzt 8—22 M. Ein Posten Herren-Havelocks, früher 12—24, jetzt 8—16 M. Ein Posten Herren-Jackets, früher 7—18, jetzt 4—12 M. Ein Posten Herren-Hosen, früher 4—16, jetzt 2—11 M. Ein Posten Herren-Anzüge, früher 8—19, jetzt 5—15 M. Ein Posten Knaben-Anzüge, früher 2—10, jetzt 1—6 M.

**Leinen- und Lüster-Sachen spottbillig!**

Dresdens größte und billigste Einkaufs-Quelle.

**Goldene Eins**

Inhaber: **Georg Simon.**

I. II. und III. Et. | Schloßstr. 1 | I. II. und III. Et.



**Schlacht- u. Handelsperde**

kauft zum höchsten Preise **Bruno Ehrlich** in Deuben.

**Ein Mädchen**

vom Lande im Alter von 14—16 Jahren wird für 1. Oktober zu miethen gesucht. Zu erfahren in der Exp. dieses Blattes.

**Zeit und Arbeit, vor allem Bleiche**

spart man bei Verwendung von

**Döbelner Terpentin - Schmierseife,**  
 a Pfund 30 Pfg., schön weiß, bisher unübertroffen,  
**Terpentin - Seifenpulver,**  
 a Packet 15 Pfg., leicht löslich und nicht angreifend,  
 von **Hermann Otto Schmidt, Döbeln.**

Man verlange ausdrücklich **Döbelner.**  
 Zu haben bei: **Anton Wendisch, Otto Fünfstück, Rudolf Schmidt, Hugo Plattner, Hermann Streubel, Hugo Busch in Wilsdruff, Wilh. Kaubisch in Grumbach.**

Zu

**Schul- u. Kinder-Festen.**

- Weisse Kinderkleider** aus baumwollenem Batist mit Stickerei von M. 3,— an.
- Weisse Kinderkleider** aus baumwoll. Fantasiestoffen mit und ohne farbig. Besatz von M. 3,50 an.
- Farbige Kinderkleider** aus Wasch- und Woll-Stoffen von M. 1,55 an.
- Knaben-Kleidchen** (Röckchen mit Blouse) aus Wasch- und Woll-Stoffen von M. 3,— an.
- Knaben-Anzüge** aus waschbarem Drell, sowie la. Cheviot von M. 3,— an.

**Knaben-Blousen. Knaben-Hosen.**  
**Mädchen-Blousen. Kinder-Mützen**  
 und **Mädchen-Hüte.**

**Kinderstrümpfe Tachentücher. Kinderhandschuhe.**  
**Kinderfahnen und Schärpen.**

**Robert Bernhardt,**

**Manufaktur-, Modewaaren- und Confectionshaus.**

Dresden, Freiburger Platz 20.



**Fahrrad-Reparatur**  
**B. Wirthgen, Oberschaar.**

**Fahrräder aller Systeme**

werden billig und gut reparirt, vernickelt und emaillirt.  
 Großes Lager meiner „Glückauf“-Fahrräder.  
 Gebrauchte werden in Zahlung genommen.

**Fahrradwerke Oberschaar b. Niederschöna.**  
**B. Wirthgen, früher in Döbtau.**

**12 Arbeiter und 8 Arbeiterinnen**

finden dauernde Beschäftigung in der **Dampfziegelei zu Grumbach.**

Wegen Krankheit des jetzigen wird ein **braves, tüchtiges Dienstmädchen,** nicht unter 18 Jahren, möglichst bald zu miethen gesucht. Pfarrhaus **Limbach** b. Wilsdruff.

**Milde**

u. schmerzstillende Behandlung **äusserer** **Nebel, Hautkrankheiten,** **flechten jeder Art,** **speziell Krampfadereuzündung,** **alte offene Weinschäden, Salzfuss, Krampfadergeschwüre, Fußhübel, Drüsengeschwülste, Kröpfe, sekundäre und krebsähnliche Leiden, Weisfluss, Blasenleiden und Bettlägerien, Pollutionen, Folgen der Onanie. Wittig** in Dresden, Schöffelstr. Nr. 31, 2. Etage. Zu sprechen täglich von 9—3 Uhr.

Der hochverehrten Einwohnerschaft von Wilsdruff und Umgegend zur gefl. Kenntnissnahme, dass ich am heutigen Tage eine

# Cementwaarenfabrikation

hier eröffnet habe und verfertige Treppenstufen, Fenster- und Thürgerüste, Architekturtheile, Gartensäulen, Brunnenkränze, Abdeckplatten, Grab- und Garteneinfassungen, Betonirung von Kegelschub, Kellern u. s. w., Essenköpfe, Pfeilerköpfe, Cementtafel Fussboden von einfachsten bis zu den elegantesten Mustern u. s. w.

Werde stets bemüht sein, eine gute Waare zu den billigsten Preisen herzustellen und bitte daher, mich gütigst bei Bedarf zu unterstützen. Grosses Lager von Portland-Cement am Platze. Mit Hochachtung zeichnet

**Wilsdruff. Emil Ruppert.**

## Grosse Wirthschaft

im Kgl. grossen Garten.

Sonntag, den 29. August 1897, nachmittags von 3 Uhr an:

# grosses Gartenfest

## und Sedanfeier

bestehend aus **KONZERT** von der Kapelle des Hauses unter Leitung des Herrn Musikdirektor **A. Wentscher**, gemeinsamen Gesängen, Volks- und Kinderbelustigungen

## Gruppe 6. Wahlkreis der Reformpartei.

Zu den Abendstunden:

**BALL** für Mitglieder und deren Angehörige im Saale, sowie **allgemeiner Kommerz** im Garten. **Eintrittspreis:** An der Kasse 40 Pfg. Programm, im Vorverkauf 30 Pfg., sind zu haben in der **Geschäftsstelle der „Deutschen Wacht“**, Girkusstrasse, bei Herrn **Richard Rehfeld**, Dresden-Neustadt, Heinrichstrasse, bei Herrn **Max Grützer**, Eitmannstrasse, bei Herrn **Otto Bark**, Löbtau, Wilsdruffer Strasse, in den Cigarren-Geschäften von **Dietze**, Amalienstrasse, und **Schneider**, „Tivoli“.

☛ Kinder unter 14 Jahren in Begleitung Erwachsener sind frei. ☚

## Bis 15. September

gewähre ich bei Einkäufen, um mein Lager vor Eingang der Winterwaare etwas zu räumen

**5 Pfg. pr. Mark Rabatt.**

**1 Posten ältere Waaren und Reste:**

Arbeitsjosen, Kinder-Anzüge, Kleiderzeuge, Cattune, Blandrucks, Barchente etc.,

verkaufe zum und unter Kostenpreis.

**Eduard Wehner**  
Wilsdruff, am Markt.

ff. Provenceröl, vierge u. Nizza,

in Flaschen und ausgewogen,  
ff. Wein- und Einlegessig,  
Pasteur's Essig-Essenz,

☛ sowie alle Gewürze, ☚

ganz und rein gemahlen,  
empfehlte die Drogen- & Farbenhandlung  
**Wilsdruff. Paul Klettsch.**

## Entlaufen ein Jagdhund,

Schelte, braun gezeichnet, kurz kopirt, Namen „Toll“ hörend; vor Anlauf wird gewarnt. Abzugeben bei **Heinrich Grosse** in Mohorn oder **Gutsbefiger Geissler** in Schmiedewalde.

## Geschäfts-Veränderung.

Allen meinen werthen Kunden und Geschäftsfreunden zur Kenntnissnahme, daß ich meine

## Schuhmacherei

in das Haus des Herrn Tischlermeister **Geissler** gelegt habe und bitte um fernere gütige Berücksichtigung. Hochachtungsvoll **Max Kretschmar.**

Ein junger, anständiger Herr sucht sofort **einfach möblirtes Zimmer** ev. mit Kammer. Off. unter **G. B.** in die Exp. d. Bl. erbeten.

## Ein junges Mädchen

aus besserer Familie wird zur Aufsicht von 2 Kindern im Alter von 5 und 6 Jahren und zur Stütze der Hausfrau für den 1. Oktober in eine Offiziersfamilie in Dresden gesucht. Zu erfragen in Grumbach bei Frau Pastor Wahl.

## Schützenhaus.

Sonntag, den 29. August

## Frei-Konzert

mit **Ballmusik**,  
wozu freundlichst einladet **Carl Schumann.**

## Restaurant „Eintracht“.

Zu meinem Dienstag, den 31. August stattfindenden

## Einzugs-Schmaus

lade ich hierdurch Freunde und Gönner bestens ein Hochachtungsvoll **Oskar Siegert.**

## Gasthof Sora.

Sonntag, den 29. August

## Konzert und Ball

auf neuparquetirtem Saale verbunden mit **gutem Montag**,  
wozu freundlichst einladet **August Fickmann.**

## Gasthof Groitzsch.

Sonntag, den 29. August

## Extra-Konzert

und **Ballmusik**  
vom Stadtmusikchor aus Wilsdruff,  
verbunden mit

## Gutem Montag,

Anfang 1/8 Uhr. Entree 50 Pfg.  
Billets im Vorverkauf à Stück 40 Pfg. sind bei Unterzeichneter zu haben.  
Hierzu ladet freundlichst ein **Wittwe Sander.**

## Gasthof Hühndorf.

Sonntag, den 29. August

## Guter Montag

mit **Frei-Konzert und Ballmusik**,  
wobei mit guten Speisen und Getränken bestens aufwartet und um zahlreichen Besuch bittet **August Schmidt.**

## Ausstellung

für **Gartenbau und Landwirthschaft** in **Stechisch** vom 4. bis 10. September 1897.

Eintrittspreis Sonnabend den 4., und Sonntag, den 5. September 50 Pf., an den übrigen Tagen 30 Pf.  
☛ Täglich Konzert. ☚

## Neudeckmühle.

Montag, den 30. August

## Vogelschießen

verbunden mit **Konzert**  
von der Wilsdruffer Stadtkapelle.  
Anfang 1/4 Uhr. Entree 30 Pfg.  
Hierzu ladet freundlichst ein **Frau verw. Poig.**

## Bierschröter-Gesuch.

Suche für 1. September a. c. einen mit guten Zeugnissen versehenen Mann als Bierschröter.  
**Brauerei Braunsdorf b. Tharandt.**

Die Verlobung ihrer Tochter **Anna** mit Herrn **Richard Haubold** beehren sich hierdurch ergebenst anzuzeigen

Wilsdruff, im August 1897

**Friedrich Teller u. Frau.**

**Anna Teller**  
**Richard Haubold**  
Verlobte.

Wilsdruff.

Leipzig.

## Herzlichen Dank.

Bei dem Tode und Begräbnis unseres guten, einzigen, 9 Monate alten Töchterchens **Anna** sind uns von lieben Freunden, Nachbarn und Bekannten durch zahlreichen Blumenschmuck sowie von Herrn Pfarrvikar **Simon** durch erhebende Trostesworte so viele Beweise der Theilnahme bewiesen worden, daß wir uns veranlaßt fühlen, hierdurch herzlichst zu danken.

Wilsdruff, am 27. August 1897

**Gustav Borchert u. Frau.**

Hierzu zwei Beilagen und die illustrierte Unterhaltungsbeilage Nr. 35.

# Wochenblatt für Wilsdruff

Beilage zu No. 101.

Sonnabend, den 28. August 1897.

## Die Trinksprüche des Kaisers Nikolaus und des Präsidenten Faure in Petersburg.

Glänzend und großartig ist der Empfang des französischen Präsidenten Faure in Rußland gewesen und herzlich und freundschaftlich haben die Trinksprüche geklungen, welche der Kaiser von Rußland und der Präsident der französischen Republik bei der Galatafel im großen Kaiserpalast in Peterhof ausgetauscht haben, aber ein scharfer Beobachter kann doch herausfinden, daß zwischen den Trinksprüchen, die die Oberhäupte Rußlands und Frankreichs jetzt austauschten, und denen, welche voriges Jahr zwischen ihnen in Paris gewechselt wurden, ein gewisser ernüchternder Unterschied herrscht. Die berühmten Worte des Zaren „tren ungerglichen Leberlieferungen“ (Zarentoast in Paris) und von dem tiefen Gefühl der Waffenbrüderschaft“ (im Lager von Chalons) sind nicht wiedergekehrt, und das von den Franzosen so sehnsüchtig erwartete Wort von der französisch-russischen Allianz ist von dem Kaiser von Rußland in seinem letzten Trinkspruch überhaupt nicht gebraucht worden. Die Worte, welche der Zar in seinem Trinkspruch gebraucht hat, gipfeln nur in der Bande der Freundschaft und der tiefen Sympathie, welche Frankreich und Rußland vereinigen. Gern muß übrigens anerkannt werden, daß auch der Präsident Faure sich in seinem Trinkspruch von allen Ueberschwenglichkeiten frei hielt und in seinem Trinkspruch erklärte, daß er nach Rußland gekommen sei, um die so mächtigen Bande zu bekräftigen und noch enger zu knüpfen, welche Rußland und Frankreich verbinden. Ferner sprach der Präsident Faure noch von dem gleichen Gedanken der gegenseitigen Treue und des Friedens. Man darf daher wohl sagen, daß das Verhältnis Rußlands und Frankreichs ein Freundschaftsbund ist, aber keine politische Allianz mit einem bestimmten Plane für die künftige Politik der beiden Großmächte. Herr Felix Faure möchte wohl die Beziehungen Frankreichs und Rußlands formell auf den Boden einer politischen Allianz stellen, der ihm also bisher trotz allen Geschrei der Chauvinistenpresse und trotz aller geheimnisvollen Andeutungen der von dem ungebildigen Parlament in die Gänge getriebenen Minister der Republik noch gefehlt hat, aber es fragt sich sehr, ob der Präsident Faure dieses Ziel erreicht. In den Worten des Zaren ist nicht die geringste Andeutung dafür zu finden, daß Rußland ein politisches Programm mit Frankreich vereinbart hat. Nach den Trinksprüchen die jüngst der Kaiser von Rußland mit dem Kaiser von Deutschland ausgetauscht hat, steht Rußland mit dem Deutschen Reiche aber fest auf der Erhaltung des Weltfriedens, also kann auch der Kaiser Nikolaus dem Präsidenten der französischen Republik nichts anderes als wie die Erhaltung des Friedens versprochen haben. Offen heraus gesagt hat aber Frankreich den Weltfrieden, wie er durch die Friedensverträge garantiert ist, noch nicht angenommen, denn Frankreich hat noch nicht auf die Wiedereroberung Elsaß-Lothringens verzichtet. Vielleicht hat der Zar vertraulich auch den Wunsch einer Annäherung Frankreichs an Deutschland ausgesprochen. Aber in diesem Punkte liegt ja eben die Schwierigkeit der politischen Lage, denn wenn auch die Pariser Zeitungen die friedliche Bedeutung des Besuchs des Präsidenten Faure in Petersburg betonten, so wird doch auch gleichzeitig von Paris aus über eine gewisse Enttäuschung der Franzosen berichtet. Man hat in Paris erwartet, daß von den Lippen des russischen Kaisers Worte fallen würden, welchen sich eine tiefere, hoffnungsvollere Bedeutung unterlegen ließe. Die Franzosen trösteten sich daher damit, daß der Bericht der Worte des Zaren nicht so sehr in ihrem landläufigen Sinne als in ihrem Tone liege, in den Umständen, und ganz besonders durch die sich aufdrängenden Vergleiche. Man könnte nicht einen vollständig richtigen Eindruck von dem Berthe der Trinksprüche gewinnen, wenn man sich nicht des Trinkspruchs erinnerte, welchen der Zar auf Kaiser Wilhelm ausbrachte. Damals war von traditionellen Banden und guten Beziehungen die Rede, heute könne man keine Tradition zur Erklärung der franco-russischen Eintracht heranziehen, und es wäre nicht ausreichend, bloß von guten Beziehungen zu sprechen, deshalb hat der Zar seine Gedanken auch unverhüllt zum Ausdruck gebracht, und Niemand wird an der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung zweifeln, wenn er die Bande der Freundschaft betont, jener auf reiflicher Erwägung, nicht auf Tradition beruhenden Freundschaft. Diezen Trost wollen wir den Franzosen gönnen.

## Vorwärts immer, rückwärts nimmer.

Historischer Roman von Gustav Lange.  
(Nachdruck verboten)

(Fortsetzung.)

Da lag er nun lang ausgestreckt auf dem Lager, mit geschlossenen Augen und blutverströmtem Antlitz. Der graue Schnurr- und Knebelbart, der dazu gebietete, ihn unkenntlich erscheinen zu lassen, war ihm während des Ringkampfes vom Antlitz gerissen worden und nun erkannte man Charles Doumont in ihm, der als Freund des Grafen St. Clair und biederer Rentier Eingang in die Gesellschaft der Familie des Rentier

Staufer gefunden hatte. Für Eugen Staufer und den Geheimpolitiker war diese Entdeckung allerdings keine besondere Ueberraschung und waren sie auch davon überzeugt, daß der Entflohene kein geringerer als der Graf selbst gewesen war.

Der Förster, welcher einige Kenntniß von Wundbehandlung besaß, hatte das Haupt des Dolgenden, so gut es eben ging, ausgewaschen, was diesem freilich Schmerzen verursachen mochte, denn er stöhnte wiederholt schmerzlich, als ihm ein provisorischer Verband angelegt wurde. Als der Förster mit dieser keineswegs angenehmen Beschäftigung fertig war und sich zu den das Lager umstehenden Männern wandte, zeigte er eine höchst bedenkliche Miene.

„Der wird wohl schwerlich mit dem Leben davorkommen,“ sagte er leise. „Die Hirschkote ist an der einen Stelle total zertrümmert und das Gehirn bloßgelegt. Der Knecht mag so gleich zum Doktor fahren, denn das Wundfieber wird nicht lange auf sich warten lassen.“

Diese Worte waren so leise gesprochen, daß sie kaum von dem wie leblos Daliegenden vernommen worden sein konnten und doch schlug derselbe jetzt die Augen auf. Als sein Blick auf Eugen Staufer und den Geheimpolitiker fiel, da durchflog seinen Körper ein sichtbares Zittern und er machte eine abwehrende Bewegung mit den Händen.

Jetzt trat Eugen Staufer näher an das Lager heran und bestete seinen Blick fest auf das in schmerzlichen Zuckungen sich verzerrende Antlitz des Verwundeten, dessen Augen schon wie in Fieberhitze erglänzten.

„Unglückseliger, wollt Ihr Euer Herz nicht durch ein offenes Gekündniß erleichtern?“ fragte der junge Mann. „Ihr steht vor einer schweren Kriftis und wenn nach dem Vorgefallenen Euch auch die Rätung versagt werden muß, so wird man doch Mitleid mit Euch haben, sobald Ihr Eure Verirrungen aufrichtig bekennt.“

„O, ich fühle es, es geht mit mir zu Ende, die Schmerzen sind zu groß,“ hauchte der Verwundete mit schwacher Stimme. „Ja, ich will Alles bekennen, damit die Welt mich milder beurtheilen möge, und derjenige, durch den ich auf die schiefe Bahn des Verbrechens gedrängt worden bin, nicht etwa straflos ausgeht und höhnlachend triumphirt.“

Auf Geheiß des Geheimpolitikers war von Monsieur Puff eine Flasche köstlichen Weines heraufgeholt worden und hieron reichte ersterer jetzt dem Verwundeten, welcher mit wahrer Gier den Inhalt des Glases hinunterstürzte und nach einem zweiten verlangte, welches er gleichfalls austrank.

„O, wie das kühl und stärkt!“ sagte er, als er das Glas zurückgab, und bedeutete dann mit einer leichten Handbewegung Eugen Staufer, ganz nahe an das Lager heranzutreten, welchem Geheiß dieser folgte. „Ich habe eine schwere Schuld auf meinem Gewissen, ich mag sie nicht ungebühret mit hinüber nehmen ins Jenseits, wenn es doch einmal mit mir zu Ende gehen sollte.“

Der Verwundete hielt wieder inne und besorgte beugte sich Eugen Staufer aber sein Antlitz, denn er befürchtete schon, die Kräfte des Verwundeten würden nicht ausreichen, um ein volles Gekündniß ablegen zu können; ja vielleicht entschlämmerte er gar und nahm das Geheimniß mit hinab ins Grab. Doch Eugen Staufers Besichtigung erwies sich als verfrucht, die kräftige Natur Charles Doumonts trug noch einmal den Sieg davon; wenn auch mit schwacher Stimme fuhr er fort.

„Was ich mitzutheilen habe, ist eigentlich nur für Euch bestimmt, doch da ich nun einmal vom wohlverordneten Schicksal darnieder geschmettert worden bin, so mag auch die ganze Welt erfahren, welche Schandthat ich all die Jahre mit mir herumgeschleppt habe, wie jede That ihre Folgen hat. Fünfzehn Jahre und wohl noch länger mag es her sein, infolge der vielen trüben Ereignisse läßt mich mein Gedächtniß in dieser Beziehung etwas im Stiche, da war ich Diener bei einem grundgütigen Herrn — dem Namen nach mögt Ihr ihn auch kennen, war er doch ein populärer Mann — bei dem nun längst verstorbenen General de Mercy. Ich war noch nicht allzu lange bei ihm in Diensten, da hielt plötzlich eine anstehende Keantheit Einzug in das Haus meiner Herrschaft und der sonst rüstige General fiel derselben als erster zum Opfer. Kein Mensch war um mich als er verschied, denn man setzte volles Vertrauen in mich und hatte mir allein der Kronen zur Pflege anvertraut, da seine viel jüngere Gattin ebenfalls erkrankt war und nur noch ein kleiner Knabe, der jetzt freilich zum Manne herangereift ist — Ihr kennt ihn sehr wohl — es ist Henry de Mercy — zur Familie gehörte. Der Hereinbruch der Katastrophe war selbst vom Arzt nicht so schnell erwartet worden, darum hatte man es noch unterlassen, die Verwandten zu benachrichtigen. Also wie gesagt, der Tod des Generals kam vollständig überraschend, ich war im ersten Augenblick ganz entsetzt, und stand noch ebdig unter dem Banne des geheimnißvollen Vorganges, so man Sterben nennt; ich wußte darum gar nicht, was ich zunächst beginnen sollte, als ich durch das Geräusch der Thür, welche geöffnet wurde, aufschreckte, und als ich mich umwandte, sah ich, wie der Hausherr des kleinen Henry, Monsieur Clairmond, in das Sterbezimmer getreten war und sich forschend im Zimmer umfah, bis sein Blick auf mich haften blieb. Ich muß einen jammervollen Anblick dargeboten haben, denn Monsieur Clairmond trat auf mich zu und fragte, was denn eigentlich vorgefallen sei, und als ich ihm dies erzählt hatte, da trat er selbst an das Lager, um sich von dem Abticken des Generals zu überzeugen. Sein Ausspruch lautete nicht anders — dieser war todt. In seiner gesprächigen Art suchte er mich in meiner Erregung zu beruhigen, indem er mir klar machte, daß der Tod doch ein so natürlicher Vorgang sei, der durchaus nichts Ge-

heimnißvolles an sich habe und eine Genesung des Generals sowieso ausgeschlossen sei. Die Worte Clairmond verfehlten denn auch hier ihre Wirkung nicht, er war ja doch ein gelehrter Mann, daß er ein ausgefeimter Schurke und Spießhube war, der schon damals durch mancherlei Schurkenstreiche reif für die Galeere, wovon natürlich weder ich, noch sonst Jemand im Hause eine Ahnung hatte, sollte ich erst später erfahren. Er fungierte auch noch nicht lange als Hauslehrer bei uns und ich war auch noch wenig mit ihm in Berührung gekommen. Sehr geschickt wußte Clairmond nun das Gespräch auf die Hinterlassenschaft des Generals zu lenken. Natürlich darüber wußte ich so wenig wie er und nachdem wir eine ganze geraume Weile allein in dem Sterbezimmer uns besaßen und ich immer mehr und mehr in die dämonische Gewalt gerieth, die von seinem Wesen ausging, da trat er mit der Verjuchung an mich heran, ein wenig uns in dem Arbeitszimmer des Verstorbenen, welches nebenan lag, umzuschauen, wir hatten ja dazu Zeit, wenn wir den Tod des Generals noch einige Zeit verschweigen. Mit unmerklichem Vortuschel wußte er mich zu überreden — wir seien beide arm — und darin hatte er recht, — ich war arm wie eine Kirchenmaus, denn ich war ein Findelkind. So durchfärberten wir alles, aber wir fanden nicht viel an baarem Gelde, nur einige Bank-Depositscheine, wo der General sein Vermögen hinterlegt, darunter einen ausgestellt von Bankier Staufer in Straßburg über eine Million Frank. Recht mißmuthig war Clairmond, weil er in seiner Hoffnung getäuscht worden war. Der Saton muß da plötzlich in ihn gefahren sein, denn er erklärte mir, den Depositschein über eine Million an sich zu nehmen — vorläufig konnte ihm dieser zwar gar nichts nützen — aber man könne nicht wissen — erklärte er und er hatte auch in dieser Hinsicht einen Seherblick.

Kurz und gut, über die nebensächlichen Dinge will ich hinweggehen. Der General wurde beerdigt, und weil ein Unglück meist nicht allein kommt, so folgte ihm seine Gattin im Tode bald nach; der Junge wurde einstweilen bei Verwandten untergebracht. Clairmond und ich wurden entlassen. Die mit den Familienverhältnissen vertrauten Personen freilich wunderten sich, daß der General so wenig Vermögen hinterlassen hatte, denn merkwürdigerweise unterließ es Bankier Staufer, die Million an die Hinterlassenschaft zu zahlen, weil der Depositschein nicht gefunden werden konnte, den Clairmond an sich genommen, und von den Verwandten mochte kein Mensch Kenntniß von der Forberung des Generals an den Bankier haben.

Wie ich nun einmal mit Clairmond in ein Verhältnis gerathen war, da ließ dieser mich nicht wieder aus den Klauen. Den Versuch, mir wieder ehrliche Arbeit zu suchen, wußte er nicht nur zu vereiteln, sondern benutzte mich als Werkzeug für alle möglichen Schwindelereien; leider fand ich auch gar bald Gefallen an dem verwerflichen Thun. Eines Tages, es mochte wohl etwas über ein Jahr seit dem Tode des Generals de Mercy verlossen sein, da rückte Clairmond mit einer großen Neuigkeit mir gegenüber heraus. Ihm hatte der Depositschein des Bankier Staufer keine Ruhe gelassen; er hatte die Sache immer im Auge behalten und mit dem ihm eigenen Spürsinn gar bald herausgebracht, daß der Bankier noch immer nicht die Million an den einzigen Erben des Generals zurückgezahlt, sondern dieses Vermögen zu eigenen Spekulationen benutzt und daher zu sehr großem Reichtum gekommen war.

Der Verwundete machte eine Pause und Eugen Staufer, den dessen Erzählung immer mehr auf die Folter gespannt hatte, beeilte sich, ihn durch ein Glas Wein zu laben, ihm die trockenen Lippen anzuseuchten und er erreichte damit seinen Zweck vollkommen, unter der lautlosen Stille der Anwesenden konnte Charles Doumont gleich darauf den Faden seiner Erzählung wieder aufnehmen.

„Ich sehe ihn, den ehemaligen Hausherr, im Geiste vor mir stehen, wie seine Augen vor Habsucht und Geldgier rauthierähnlich funkelten und er vor mir nun das Bild entrollte, wie aus diesem Umstande sich eine unverstehliche Geldquelle erschliche und so wurde es auch. Natürlich hieß es hier vorsichtig handeln und darin war Clairmond Meister. Durch einen äußerst verwegenen Einbruch bei einem Pariser Juwelenhändler kamen wir zunächst in den Besitz bedeutender Geldmittel. Ich hatte meinen Antheil allerdings gar bald verspielt, eine unbezwingliche Leidenschaft von mir, Clairmond hingegen als vorsichtiger spekulativer Mann wußte eine ganz andere Verwendung dafür, — er kaufte sich in der Nähe Straßburgs ein Landgut und legte seinen allerdings ehrlösen Namen ob und nannte sich fortan Graf St. Clair — man mag sich darüber wundern, aber mein Gott, in der Welt ist alles möglich und die Folge hat es bewiesen, daß er es verstanden, die Rolle mit Geschick durchzuführen — ich war stets nur ein Stämper gegen ihn. So mit dem Scheine einer gesellschaftlichen Stellung umgeben, verstand es Clairmond, sich in die Familie des Bankiers Staufer, der infolge des erworbenen Reichthums in Straßburg in großem Ansehen stand, einzuführen — man zweifelte auf keiner Seite an seinem Adel und auch die übrigen Personen der Straßburger Gesellschaft öfneten sich dem Herrn Grafen. Jetzt nun selbst im Sattel sitzend, begann er den Feldzug gegen Stauffers Geldbeutel, indem er ihm ein Märchen vorlegte, wie er in den Besitz des Depositscheines gelangt sei, den eigentlichen Sachverhalt erfuhr der Bankier natürlich nie. So sehr sich nun auch Bankier Staufer sträubte, sich willens in den Händen Clairmonds wie eine Citrone auspressen zu lassen und sofort, nachdem er seine unrechte Haudlungsweise entdeckt sah, die Million an Henry de Mercy zurückzahlen wollte, so hinderte ihn Clairmond mit aller Gewalt daran, denn in dessen Absicht lag es doch,

n dem Bankier eine feste Geldquelle zu besitzen. Aus Furcht einen Namen als denjenigen eines Betrügers vor der Öffentlichkeit gebrandmarkt zu sehen, womit ihm Clairmond stets drohte, unterließ Stauffer die Rückzahlung des Geldes, womit er mit einem Schlage seine Schuld aus der Welt geschafft haben würde, und erkaufte das Stillschweigen des falschen Grafen mit großen Summen, wobei natürlich auch einige Brocken für mich abfielen. Das von dem Bankier erprechte Geld reichte noch nicht zu einem standesgemäßen Leben Clairmonds aus und die Einkünfte aus seinem kleinen Gute waren nicht bedeutend; auch ich hatte stets Bedürfnisse und so haben wir uns denn noch durch andere Mittel Geld und immer wieder Geld zu verschaffen suchen müssen — einem solchen Gente wie Clairmond fiel dies auch nicht schwer und ich war dabei allzeit sein getreuer Handlanger. Eine Reihe aufsehenerregender Einbrüche in Straßburg und in der Hauptstadt in den letzten Jahren haben wir ausgeführt — nicht der Schatten eines Verdachtes fiel dabei auf uns — auch den letzten bei Bankier Stauffer.

Während an mir das Sprichwort sich bewahrheitet hat, wie gewonnen, so zerronnen, so hat Clairmond als vorsichtiger Mann besser für die Zukunft gesorgt, ich schäme ihn jetzt für einen vermögenden Mann. Da Bankier Stauffer eine Tochter besaß, so trug er sich schon seit Jahren mit dem Gedanken, einmal dessen Schwiegersohn zu werden — dies werdet Ihr wohl selbst wissen, wodurch er dann für immer gesichert zu sein glaubte. Unser Versuch hier in der „Grünen Tanne“ sollte bei Clairmond, wie er mir doch und heilig versichert hat, die letzte lähne That sein, wir hatten gar wohl ausgedacht, daß Monsieur Puff viel Ueberfluß an dem hatte, was unser Herz begehrte. Es ist uns nicht gelungen, mag dem nun sein wie ihm wolle, es ist mir in meinem Zustand auch ganz gleichgültig, was mit mir geschieht; mag man nur auch Clairmond alias Graf St. Clair zur Rechenschaft ziehen. Was ich gesagt habe, ist die volle Wahrheit, ich will mein ohnehin schuldbeladenes Leben nicht noch mit einer Lüge beschweren.

Es war dem Verwundeten anzu merken, daß das lange Sprechen ihn furchtbar angestrengt hatte; die letzten Worte kamen auch nur stoßweise hervor. Eugen Stauffer athmete erleichtert auf — nun wußte er alles — nun war ihm so manches klar. Zwar war sein Vater nicht frei von aller Schuld, im Gegenteil er hatte großes Unrecht an Henry de Mercy begangen, nicht allein dadurch, daß er ihm sein rechtmäßiges Erbe vorenthalten, er hatte ihn auch hinweggetrieben von der Scholle seiner Heimath, er hatte ihn mitten aus seiner Laufbahn herausgerissen und den jungen Edelmann einem ungewissen Schicksal überliefert. Die größte Schuld daran trug nun allerdings nach dem sechsten Gehörten der falsche Graf. Ein Theil seiner gestellten Aufgabe, sah Eugen Stauffer jetzt erfüllt, der andere Theil konnte ihm nunmehr nicht schwer fallen — keine Minute länger, als unbedingt notwendig, sollte sein Vater das Sänbengeld in seinem Besitz behalten, und auch nicht länger mehr Luisens Glück verhindern, der angebliche Graf war ja nun nicht mehr zu befürchten.

Der Geheimpolizist trat jetzt auf Eugen Stauffer zu und tauschte einige leise Worte mit ihm aus, worauf sich dieser an Monsieur Puff wandte.

„Können wir so schnell wie möglich ein Geschäft nach Straßburg haben?“ fragte Eugen Stauffer. „Ihr habt selbst gehört, wenn Euch zwar auch manches unverständlich gewesen sein mag, und die ganze Erzählung nur mich allein angeht, welche Rolle dieser angebliche Graf darin spielt. Ihr müßt mir helfen, denn er wird nicht lange warten, sondern sein geroubtes Gut zusammenrufen — so viel wie möglich — und dann das Weite suchen — dem müssen wir zuvorkommen.“

Monsieur Puff kratzte sich verlegen hinter die Ohren; Mitternacht war schon längst vorüber und er fühlte ein lebhaftes Bedürfnis nach Ruhe; auch die anderen Männer waren bereits recht ungeduldig und nur der Schulze vom nächsten Dorfe, der hier nun die höchste Polizeigewalt repräsentierte und auch das Volk bezüglich des verwundeten Verbrechers zu veranlassen hatte, war sich der Wichtigkeit seines Amtes bewußt.

Diese Zögerung kam Eugen Stauffer recht unangehen, aber zum Glück entsann er sich noch rechtzeitig eines Mittels, um sie zu befehen. Er entnahm seiner Brusttasche ein Päckchen Banknoten und breitete die bläulichen Scheine auf dem Tisch aus.

„Durch ihre Mitwirkung, meine Herren, ist mir ein großer Dienst erwiesen worden und ich bitte, dies hier als Anerkennung dafür annehmen zu wollen.“ sagte er und ein leichtes Rächeln umspielte dabei seine Lippen.

Dies wollte; Monsieur Puff, welcher nun selbst einsehen mochte, daß er doch eigentlich diesen beiden Männern zu Dank verpflichtet war, weil sie ihn vor Schaden bewahrt hatten, legte selbst mit Hand an, um die Pferde aus dem Stalle zu ziehen, sie einzuschüren und schon kurze Zeit darauf sollte das Geschäft mit Eugen Stauffer und dem Geheimpolizisten aus dem Hofe der „Grünen Tanne“ und bog auf die Straße nach Straßburg ein.

Zu fernem Osten färbte sich schon der Himmel hell, das Morgenroth stieg an ihm langsam empor, der neue Tag begann bereits zu grauen, der Fischer für die beiden Männer, am meisten natürlich für den Bankierssohn, eine Reihe Ueberraschungen im Gefolge hatte, die jetzt so still und wortlos, halb vom Schlafe umfangen, in der Kutsche einander gegenüber saßen.

10. Kapitel.

Es gehörte zu den Gewohnheiten des Bankier Stauffer, Sommer wie Winter schon sehr früh mit seinem Tagewerk zu beginnen. Zu einer Zeit, wo die zahlreichen Angestellten seines Bankhauses noch fern von den Geschäftsräumen waren, sah er meist schon emsig schreibend und rechnend in seinem Privatkomptoir, wenn sie erschienen, und wehe, wer zu spät kam, er war in dieser Hinsicht unerbittlich.

Auch heute sah er, kaum daß der Morgen gegraut, in dem wohlbekannten kleinen Raum, in dem alle Fäden des weitverzweigten Geschäftes zusammenliefen und wo mitunter in einer einzigen Stunde Bestimmungen über Summen getroffen wurde, welche sich in die Hunderttausende beliefen. Herr Stauffer war heute recht mißmuthig; er hatte eigentlich gar keinen augenscheinlichen Grund dafür — es lag ihm gewissermaßen in den Gliedern — und doch lagte die Morgensonne so hell und verlockend durch das kleine vergitterte Fenster herein, sodas ein Mensch unbedingt froh und lebenslustig gestimmt werden möchte, aber Stauffer war nun einmal nicht sentimental — was kümmerte ihn heller Sonnenschein, was ein hübscher Frühlingsmorgen — alles nur Sinneseindrücke, welche sich nicht verwerten ließen.

Aus den anstößenden Räumen drang ein wenig Geräusch zu ihm; dort war der Kassenbote, welcher zugleich das Amt eines Aufwärters mit zu besorgen hatte, damit beschäftigt, die Lokale zu reinigen, zu lüften und die noch ihm sonst obliegenden Pflichten zu erfüllen. Es war dies jeden Morgen so und für den Bankier lag heute eigentlich gar kein Grund vor, besonders darauf zu achten, und doch lautete er jetzt aufmerksam — er hatte deutlich vernommen, wie draußen ein Wortwechsel stattfand, gewiß zwischen den Boten und einer zweiten Person.

Er hörte noch, wie eine ihm wohlbekannte Stimme hastig fragte: „Ist der Bankier drinnen?“

„Was mag der denn schon so früh von mir wollen?“ brummte Stauffer höchst verdrießlich vor sich hin, doch da wurde auch schon mit fliegender Haß die Thür des Privatkomptoirs aufgeschrien und herein trat Graf St. Clair, beschmüzt, aber und über befaßt, mit dem schnellen Laufen hochgeröthetem Antlitz und ließ sich wie zum Tode erschöpft auf den zunächst erreichbaren Sessel nieder.

„Hallo, was ist denn mit Euch, wie seht Ihr aus, wo kommt Ihr schon so früh her? Ist Euch Euer Haus in der Nacht über dem Haupte zusammengebrannt oder hat es sonst ein Unglück gegeben?“ mit diesen Worten empfing der Bankier den Besucher.

Vermischtes.

\* Das Geschenk des Sultans an den Kaiser. Berlin 18. August. Das Geschenk, das der Sultan zu Beginn der griechisch-türkischen Verwickelungen dem Kaiser aus Dankbarkeit angefertigt hat, ist hier eingetroffen. Die Gabe des Großherrn besteht bekanntlich aus einer Sammlung alter, werthvoller Geschenke deutscher Herkunft. Mit ihrer Auswahl war der türkische Kriegsminister, dem das Waffensmuseum zu Stambul unterstellt ist, betraut worden. Die Geschenke wurden nach Abschluß des Waffenstillstandes zusammengestellt und, nachdem ihre Auswahl den Befehl des Sultans gefunden hatte, nach Berlin gesandt. Das Geschenk besteht aus sechs Kanonen, Trophäen aus Schlachten, die die Osmanen einst gegen deutsche Heere geschlagen und gewonnen haben. Sie entstammen dem 16., das eine Geschütz sogar dem 15. Jahrhundert. Alle sechs sind in ihrer eisernen Arbeit wahre Cabinetstücke mittelalterlicher Geschützgießkunst. Auch sind sie nach der Gewohnheit jener Zeiten mit Sinnsprüchen versehen, von denen einer den Osmanen so gut gefallen hat, daß sie ihn aus dem Landesverweise in die Türkei überführt und in das Kanonentocher eingeweiht haben. Der Werth dieser Gabe liegt aber nicht nur in der Feinheit der Arbeit, sondern ist auch darin zu suchen, daß das Geschenk eine Erinnerung an die Zeit bildet, als das schwache, heilige römische Reich vor denselben Türken ergriffen, denen das neue Reich als Weltmacht in gewissem Sinne zur Beschützerin geworden ist. Dem Kaiser soll die interessante Sammlung bald nach seiner Heimkehr nach Potsdam vorgeführt und übergeben werden.

\* Ein schmerzliches Attentat ist in der Schweinmörderstraße zu Berlin von einem jungen Mädchen gelegentlich der Hochzeit ihres treueren Bediensteten mit einer Anderen gegen diese verübt worden. Glückselig war das junge Paar aus der Kirche nach der Trauung nach Hause geeilt. Wie eine düstige Wolke entschwebte die in weißen Atlas gekleidete Braut der Hochzeitstafel, um in die neue Wohnung hinauszueilten, da stürzte aus dem Kreise der umstehenden Neugierigen ein junges Mädchen — die frühere Braut des jungen Gemanns, welche dieser hatte sitzen lassen — herbei, zog eine Pistole aus der Tasche und bezog die glücklichere Braut mit — Tinte! Mit einem Entgegenstreich flüchtete das Opfer des Attentates, gefolgt von ihrem verblüfften Gatten, in's Haus, vor dem sich eine Hochzeitstafel erhob, die sehr bald einen Schutzmantel herbeilockte, welcher derselben ein schnelles Ende bereitete, und die Attentäterin zur nächsten Polizeiwache führte.

\* Eine neue Art von Farbenblindheit. Den „Münchenener Neuesten Nachrichten“ erzählt eine Leserin folgenden merkwürdigen Fall: „Unser erster Junge war nach meiner und der ganzen Familie Ansicht ein allerliebster, kluges Kind. Mit anderthalb Jahren plauderte er schon viel und richtig, aber er war leider — farbenblind! Das Christkind hatte ihm das Buch „Stobel auf Reisen“ mit beweglichen Bildern gebracht, und so oft er den darin befindlichen Gendarmen zappeln ließ, deutete er auf ihn und sagte: „Nama schwarz!“ — „Nein, grün!“ entgegnete ich, doch mit selbstbewußter Miene rief das Kind: „Nama, schwarz!“ Alle anderen Farben ließ der Kleine gelten, aber die grüne Gendarmenuniform bezeichnete er stets als schwarz. Gewöhnlich ging ich nachmittags zu meiner Mutter, das Kind für eine Stunde unter der Obhut von Kindermädchen und Köchin lassend. Einmal fiel es mir auf, daß meine Dienstmädchen mich gar so eifrig an den Nachmittagsbesuch mahnten. Ich war deshalb mißtrauisch geworden, fragte meinen Besuch ab und überraschte sie durch früheres Nachhausekommen. Und nun denken Sie sich: Auf dem Sopha saß ein — strommer Gendarm neben meiner Köchin! Meinen Jungen schaukelte er auf den Knien, bestürzt sprang das Liebespaar auf — mein Junge lief jubelnd auf mich zu und rief, auf den Gendarmen zeigend: „Nama, schwarz!“ — Mein Kind war nicht farbenblind! — Der Gendarm hieß nämlich Schwarz.“

\* Was ist ein Kind? Auf die Beantwortung dieser Frage ward in London vor Kurzem ein Preis gesetzt, worauf aus allen Theilen des Landes Antworten eingingen, von denen die besten der Wiebergabe wohl werth erschienen, denn sie alle enthielten mehr oder minder gut die Lösung der Frage, wie es die folgenden Aussprüche beweisen: Eine von dem Finger der Sorge noch unberührte Blume. — Des Vaters Nebenbuhler in der Mutter Liebe. — Der magische Zauber, durch welchen ein Haus in ein Heim umgewandelt wird. — Ein Miniatur-Atlas, der die ganze Welt der Ehefreuden und Ebesorgen auf seinen kleinen Schultern trägt. — Ein von der Natur pünktlich präsentierter Wechsel, den man nicht wieder zurückschicken kann. — Eine aufgeborene Kнопpe am Baum des Lebens. — Der beste Förderer der schönsten Eigenschaft der weiblichen Natur, der Selbstlosigkeit. — Die letzte Ausgabe der Menschheit, bei der ein jedes Paar sich einbildet, daß es die beste Kopie besitze. — Ein Eingeborener aller Länder, der doch die Sprache keines einzigen spricht. — Eine Erfindung, um die Menschen wach zu halten. — Ein unbewußter Vermittler zwischen Vater und Mutter und der Brennpunkt ihrer Herzen. — Ein winziges Wesen, dessen fröhliches Rächeln einen guten Menschen an die Engel denken

läßt. — Der Sonnenstrahl des Hauses, der die traurigen Sorgen verschluckt. — Das süßeste von Gott je geschaffene Wesen, dem er nur die Flügel beizugeben vergessen. — Das, was das Haus nur glücklicher, die Liebe stärker, die Geburt größer, die Hände geschäftiger, die Nächte länger, die Tage kürzer, die Breden leichter, die Vergangenheit vergessen und die Zukunft heller macht. Das ist ein Kind!

\* Druckfehler. Der Baron machte seiner Tochter einen großen Salonsteg zum Geschenk.

\* Ein allerliebster Bonmot des Kaisers erzählt und bespricht man gegenwärtig in Berliner Offizierskreisen. Der Oberst und Flügeladjutant v. Löwenfeld, früher etatsmäßiger Stabs-offizier im Garde-Füsilier-Regiment, zeichnet sich durch ganz besonders guten Schnitt und Sitz der Uniform aus. Dies bemerkt kürzlich auf der Fahrt nach Helgoland der Kaiser; er rief den Oberst zu sich heran und fragte ihn, wo er denn eigentlich seine Uniformstücke machen lasse, denn der Sitz sei geradezu staunenregend. Oberst v. Löwenfeld nannte dem Kaiser den Namen eines bekannten Militärschneiders in der Kommandantenstraße zu Berlin und fügte hinzu, daß er von dem Schneidemeister Rath nehmen lasse und dieses dann nach Wien schicke, wo die Kleidungsstücke von einem berühmten Schneidemeister angefertigt würden. Der Berliner Schneidemeister revidierte dann den Sitz und treffte die erforderlichen Änderungen. Entzückt erwiderte darauf der Kaiser: „Ja, früher habe ich auch da arbeiten lassen. Jetzt, wo ich sechs Jungens habe, geht das nicht mehr, der Schneider ist enorm teuer. Bei mir heißt es jetzt auch: sparen!“

\* „Recht freundlich, meine Damen.“ Man schreibt aus Bepdorf vom 20. d. M.: Der hiesige Gesangverein „Germania“ beging das Fest seiner Fahnenweihe in der üblichen Weise. Auch 12 Ehrenjungfrauen wählten hierbei mit und zur Erinnerung an den denkwürdigen Tag wollten sich die reichgeschmückten Schönen photographiren lassen. Auf einem hohen Podium nahmen sie Platz, der Photograph arrangirt die Gruppe wirkungsvoll. Noch einen letzten präsenden Blick, dann ruft er bedeutungsvoll: „Recht freundlich, meine Damen, jetzt geht's los!“ Sein Kopf verschwand unter dem Luze des Apparats. Und es ging los! Mit fürchterlichem Krachen drachen die Bretter des Podiums durch und Beine, Arme, Köpfe, weiße Kleider und bunte Unterdecke bildeten ein weißes Chaos. Zum Glück blieben alle Knochen heil und nur verschiedene Schwarten und Beulen sind den Beheiligten als Erinnerung an die verfrähte Aufnahme geblieben.

\* Ein Goldschatz im Neze. Durch einen Fischer ist in der Nähe von Harderwijk in der Zuidersee eine Kiste voller Goldstücke gefunden worden. Vor Kurzem wurde in der Nähe der Fundstelle ein riesiger Steinblock entfernt, an dem die Fischer fortwährend ihre Neze zerissen hatten; man war deshalb erstaunt, daß die Neze nach wie vor an einem Gegenstande hängen blieben und zerissen, den man ebenfalls für einen Stein hielt. Das Neze des erwähnten Fischers war härter als die seiner Genossen; er holte damit den schweren Gegenstand herauf, der sich als eine große Holzstake zeigte, die eine Bleikiste umschloß, in der sich eine Menge Goldstücke aus dem 13. Jahrhundert befanden.

\* Unglücksfälle beim Baden in Dänemark. Kopenhagen, 23. August. Nach amtlichen Ermittlungen sind im Laufe dieses Sommers nicht weniger als 74 Personen beim Baden in Wergelgruben in den dänischen Provinzen ertrunken.

\* Eine furchtbare That begingen dieser Tage mehrere Schulknaben in Altona. In einem Thormweg der Angerstraße häuften sie Papier und altes Geräthel zusammen, gossen Petroleum darauf, zündeten den Scheiterhaufen an und wiesen dann einen Spiellameraden, den elfjährigen Knaben Karl Hartung, mit dem sie sich kurz vorher erkant hatten, in die prostrante Gluth. Der arme Knabe wurde, am ganzen Leibe mit Brandwunden bedeckt, noch lebend den Flammen entzissen und in ein Krankenhaus gebracht, wo er hoffnungslos darniederliegt. Gegen die jugendlichen Unholde ist die Untersuchung eingeleitet worden.

\* In einem Schloßwagen des Karlsruher Expreßzuges wurden fünf Passagiere, während sie schliefen, von einem Mitreisenden ihrer Borschaft und ihrer Schmucksachen beraubt. Man glaubt, daß die Passagiere erst narcoisirt und dann beraubt wurden. Zwischen Pardubitz und Kolin erwaachte einer der Passagiere und nahm zu seinem Schrecken wahr, daß ihm seine Brieftasche, worin sich ein größerer Geldbetrag, angeblich 6000 R., befand, abhanden gekommen war. Er machte Alarm, die Mitpassagiere erwaachten nun gleichfalls und als sie nach der Mitteilung des Erstererwachten, er sei bestohlen worden, Nachschau hielten, bemerkten sie, daß auch ihnen während des Schlafes theils Geld, theils Brieftaschen geraubt worden waren. Dem einen fehlte die goldene Uhr, dem zweiten ein goldener Ring, den er am Finger getragen, dem dritten eine Brieftasche, die 1000 Gulden enthielt, dem vierten goldene Uhr und Kette und dem fünften ein werthvoller Brillenring. Man rief den Kondukteur herbei und theilte ihm das Geschehene mit. Dieser erzählte, in Pardubitz sei einer der Mitreisenden ausgestiegen und es sei höchst wahrscheinlich, daß dieser Passagier den Raub vollführt habe. Nach der Ankunft des Zuges in Prag wurde die polizeiliche Anzeige von dem Vorgefallenen erstattet.

\* Ein Mißverständnis“ oder „Der Geraer Dialekt“, ein Schwank in zwei Vorgängen — so könnte man das folgende heitere Geschichtlein dramatisch betiteln. Der Besitzer eines Geraer Restaurants, der in seinem Keller gewöhnlich Apfelwein abgezogen hatte, wies nach beendeter Arbeit seinen Kellerlehrling an, in den Keller zu gehen und „die Korte“ trocken zu legen. Nicht wenig überrascht war am anderen Tage die Frau des Gastwirths, als sie beim Betreten des Kellers die kurz vorher in einem Faße eingelegten lauren Gurken sauber auf Kuchenbrettern neben einander gelegt fand. Das Dienstmädchen, über den seltsamen Vorgang befragt, konnte keine Aufklärung geben. Da warf sich der intelligente Piceolo in die Brust und erklärte stolz: „Das habe ich gethan, der Herr hat mich geheißen, die Korten trocken zu legen.“

Seiden-Damaste Mk. 135.

bis 18.85 p. Met. — sowie schwarze, weiße und farbige Honneberg-Seide von 60 Pf. bis Mt. 18.85 p. Met. — glatt, gestreift, kariert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.), porto- und steuerfrei ins Haus. Muster umgehend. Durchschnittl. Lager: ca. 2 Millionen Meter. Seiden-Fabriken G. Honneberg (k. u. k. Hof.) Zürich.

# Wochenblatt für Wilsdruff

2. Beilage zu No. 101.

Sonnabend, den 28. August 1897.

## Tagesgeschichte.

(Fortsetzung aus dem Hauptblatt.)

Petersburg, 25. August. In einer Besprechung der Toaste auf dem Peterhofser Galabier schreibt die „Petersburger Wiedemann“: Man kann ohne Ueberhebung sagen, daß in diesen Tagen die Pulse des Volkslebens Frankreichs und Russlands zusammenschlagen. Ueberall, in Schloß und Hütte ohne Unterschied werde jene Politik gelehrt, deren Resultate der für die freie Entwicklung der Volksträfte notwendige Friede ist. Unzählige Segnungen des Friedens ergießen sich aber nicht nur über Frankreich und Rußland. Der deutsche Kaiser hat sich feierlich diesem Streben nach allgemeinem Frieden angeschlossen, und wie es scheint wird niemand das zu fördern wagen, was das gleiche Ziel der Politik dreier Großmächte ist. Wir werden ruhig in die Zukunft schauen: das Gespenst des Krieges wird uns nicht schrecken. Wir werden alle unsere Kräfte dem Friedensdienste des Vaterlandes und der Festigung seiner Wohlfahrt zum Ruhme des Fortschritts der Politik des Zaren-Friedensstifters weihen. Klar, ohne dunkle Gewitterwolken, steigt die Morgenröthe empor; man athmet frei auf und unwillkürlich bringen die Lippen die Worte des Gebetes hervor: „Ghre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden!“

So groß auch die Freude der Franzosen über die glänzende Aufnahme ihres Präsidenten in Petersburg ist, so muß man doch anerkennen, daß sämtliche tonangebende Pariser Zeitungen sich von Ueberheblichkeiten, in Bezug auf die Bedeutung des Besuches des Präsidenten Faure am russischen Hofe, fernhalten und ausschließlich den friedlichen Charakter des französisch-russischen Bündnisses hervorheben. Der der französischen Regierung nahestehende „Temps“ bemerkt, man habe sich vergebens bemüht, die Absichten Frankreichs und Russlands zu entstellen. Beide Staaten hätten das Glück, daß die Vertiefung ihrer Interessen den besten Schutz der Gesamtinteressen Europas bilde, daß sie, indem sie die Unverletzbarkeit ihrer Grenzen sicher stellen, auch dem Weltfrieden eine unerlöschliche Grundlage verleihen. Das „Journal des Debats“ stellt fest, daß durch die Allianz der Beziehungen Frankreichs und Russlands zu allen europäischen Staaten sich besserten. Die „Liberté“ begrüßt mit Freude, daß auch die ausländischen Blätter die Reise Faures einstimmig als eine neue Bürgschaft der Friedensidee ansehen.

Es tritt immer mehr zu Tage, daß die griechisch-türkischen Friedensverhandlungen fortwährend deshalb scheitern, weil sich die Großmächte nicht über die Finanzkontrolle einigen können, und außerdem Griechenland bis jetzt noch keine Sicherheit gegeben hat, daß die Kriegsschuldigung an die Türkei bezahlt wird. Die Vorkämpfer beschließen nun in der Dienstag stattgefundenen Versammlung Schritte zu thun in dem Sinne, um von der griechischen Regierung die Aufgabe derjenigen Staatseinkünfte zu erlangen, welche für den Dienst einer zur Zahlung der Kriegsschuldigung aufzunehmenden Anleihe bestimmt werden könnten. Die Vorkämpfer besitzen ferner deutliche Zusagen, daß die Ottoman-Bank die ganze Kriegsschuldigung beschaffen würde, wenn die Kontrolle der griechischen Finanzen gesichert würde. Man meldet außerdem zu den Friedensverhandlungen in Konstantinopel, daß der Vorschlag Deutschlands auf Schaffung einer europäischen Finanzkontrolle in Griechenland von russischer Seite sehr nachdrücklich unterstützt werde und daß Rußland auf dem Standpunkte stehe, der Abschluß des Friedens könne nöthigenfalls auch ohne England bewerkstelligt werden. Die Wichtigkeit dieser Meldung vorausgesetzt, würde durch eine solche Haltung Russlands jedenfalls ein starker Druck auf England ausgeübt werden, dem sich das Inselland auf die Dauer kaum würde entziehen können.

Madrid, 25. August. In Roncada (Provinz Valencia) ereignete sich an einem Wasserhebewerk ein Unfall, bei welchem 20 Frauen ums Leben kamen und ein Mann und ein Kind verwundet wurden.

Der Getreidemarkt. (Berichtswoche vom 20. bis 27. August.) Die mächtige Aufwärtsbewegung der Getreidepreise, welche auf allen Getreidemärkten der Welt in Folge der knapp gewordenen Vorräthe und der schwachen Ernte in Europa seit voriger Woche eingetreten war, konnte sich in den letzten Tagen nicht ganz behaupten, weil die Käufer gegenüber den fortwährend steigenden Preisen zurückhaltender geworden waren. Trotz kleiner Rückgänge für die Weizen- und Roggenpreise blieben aber dieselben, verhältnismäßig immer noch erhöht. In Berlin und Leipzig kostete Weizen, beste Sorten, 200 bis 215 M., mittlere Waare 170 bis 185 M., Roggen je nach Güte 130 bis 152 M., Futtergerste 110 bis 130 M., Hafer 135 bis 150, Mais 97 bis 103 M.

## Waterländisches.

Wilsdruff, 27. August. Eine alte gebrechliche Aufwärterin trat heute in den Genuss der Invalidenrente. Im vorigen Monate wurde einem kranken Familienwater diese Wohlthat zu theil.

An weiteren Spenden für die Wasserbeschädigten im Agr. Sachsen gingen ein: Emil Balesky 1 M., Frau

verw. P. S. 5 M., G. verw. G. 2 M., Ernst Thiemig 1 M., M. R. 1 M., verw. T. 1 M., F. W. 1 M., K. S. 50 Pf., Christiane Blümel 1 M. Insgesamt sind nunmehr eingegangen 1075,41 M. Weitere Gaben nehmen die Stadtkasse und die Geschäftsstelle dieses Blattes gern entgegen.

In dem prächtig geschmückten Saale des Hotels zum weißen Adler hielt vergangenen Donnerstag Abend der hiesige „Deutsche Jugendbund“ sein diesjähriges Stiftungsfest durch Konzert und Ball ab. Das Konzert wurde in schneidiger Weise von unserer Stadtkapelle gespielt und sah sich dieselbe durch anhaltenden Applaus zu Zugaben veranlaßt. Nach Beendigung des Konzerts nahm namentlich die Jugend lebhaften Antheil an dem sich anschließenden Ball und brachte schließlich in den Tanzpausen ein Dresdner Herr durch Darbietung mehrerer heiterer Komplets eine lebhaftere Stimmung in die Gesellschaft, die bis in die frühen Morgenstunden die Versammelten zusammenhielt.

Der Betrieb eines stehenden Gewerbes ist bekanntlich der Polizeibehörde zu melden. Da diese Anzeige vielfach vergessen wird, so seien alle Gewerbetreibenden, die es bisher unterlassen, einen Gewerbebescheinigung ausstellen zu lassen, zur Vermeidung ihrer Bestrafung auf obige Vorschrift hiermit hingewiesen. Ladenbesitzern und Gastwirthen, die noch keine Gewerbebescheinigung besitzen, dürften durch die nach dem 1. Oktober eintretende Revision der Firmenausschriften Unannehmlichkeiten erwachsen.

Am heutigen Freitag Vormittag passirten 3 Bataillone reitende Artillerie vom Artillerie-Regiment Nr. 12 unsere Stadt; dieselben begaben sich heute bis in die Deutschendorfer Gegend.

Einen schönen Nachsommer haben wir noch zu erwarten, wenn die Bauernregeln über den Bartholomäustag Recht behalten. Nach denselben heißt es: Wie Bartholomäustag sich hält, so ist der ganze Herbst bestellt; oder: Wie Laurentz und Bartholomäi, so Dich der Herbst gefreu. Dagegen muß nach einer ähnlichen Wetterregel der Winter auch diesmal wieder ein kalter werden, denn — bleiben die Störche noch nach Bartholomäi, so kommt ein Winter, der thut nicht weh. Wie kürzlich gemeldet wurde, haben sich die Störche schon vor etwa 8 Tagen zur Abreise versammelt.

Neutischen, 24. August. Von jeder Seite man hier in aller Weltabgeschiedenheit einsam und ruhig in unserm Ort dahin. Der häusliche Einwohnere ging immer mit unverbrochenem Fleiß seiner Arbeit nach, und kam der liebe Sonntag, so pflegte er der Ruhe, Still und einlam war es dann im ganzen Dorf. Wenige Vergnügungen waren Jung und Alt geboten, man ging dann und wann einmal nach einem der beiden alten Gasthöfe zu einem Glas Bier und schwang das Tanzbein fast nur bei Gelegenheit der Kirchweih oder einem anderen der wenigen üblichen Ortseste auf den alten kleinen Tanzböden aus. — Dem A nun anders. Herr Gastwirt Göbel entschloß sich und ließ sich einen großen Konzert- und Ballsaal erbauen und nach neuestem Styl ausschmücken. Am Sonntag fand nun die Einweihung desselben statt, welche sehr stark besucht war, so daß viele Anwesende nicht einmal einen Sitz fanden. Am Anfang brachte der hiesige, noch junge Singsangverein, unter Leitung des 2. Lehrers Herrn Lippmann, das Bundeslied: Brüder reicht die Hand zum Bunde etc. Trinklied: Im Staubgewande und im Purpurkleide etc. und Trinklebe: Wem bring ich wohl das erste Glas etc. zum Vortrag, zwischen denselben als Einschub spielte die Musikkapelle einige Konzertsätze. Hiernach hielt Herr Privatrat Bohlson eine kurze Ansprache, in welcher er ein Hoch auf den deutschen Kaiser und unsern allverehrten Landesherren König Albert ausbrachte. Darnach hieß er alle Anwesende im Namen des Wirtes herzlich willkommen, worauf ein Hoch auf den Wirt folgte, dem wir ja den neuen Saal zu verdanken haben. 5 Uhr Nachmittags begann der Tanz und als allererster die so vielbeliebte Polonaise. Es traten zum Tanze durchschnittlich etwa 120 Paare an. Kräftig drang die Musik durch und die Freuden dauerten bis spät in die Nacht. Wir sind der Uebersetzung, daß es einem jeden gefallen hat und wünschen, daß das Unternehmen immer tüchtig unterstützt wird. Im Sommer finden in unserm Orte die werthen Herrenkosten der Stadt nun auch eine angenehme Frische bei guten Fremdenzimmern und ff. Pension. Viele lohnende Spaziergänge und Ausflüge in die schön und dicht bewaldeten Berge und romantischen Thäler der Umgebung sind von hier aus zu unternehmen.

Das königliche Ministerium des Innern hat aus Anlaß eines ihm vom Präsidenten des königlich sächsischen Militärvereins übermittelten Berichts, die Führung von Seitengewehren durch Mitglieder von Militärvereinen betreffend, unter Ueberweisung der bestehenden Verordnung vom Jahre 1876 Nachstehendes angeordnet: Neugegründete Militärvereine können unter den schon bisher bestehenden Beschränkungen ihre Gewerprobstheilung an Stelle der Schießgewehre mit Säbeln anerkennen. Die gleichzeitige Führung eines Ober- und Unter-gewehres ist unzulässig. Die einmal getroffene Wahl ist endgiltig. Bereits bestehenden Militärvereinen kann auf Ansuchen von der Kreisoberhauptmannschaft der Austausch der von ihren Mitgliedern bisher geführten Schießgewehre gegen Säbel genehmigt werden.

Denunciantion wegen Vergehens gegen die Sonntagsruhe von Seiten eines Gehilfen oder Gesellen gegen seinen Meister oder Prinzipal ist, wie längst gerichtlich festgestellt worden,

selbst, wenn sie begründet ist als ein Treubruch anzusehen, dem kein rechtlicher Schutz gewährt wird. Ein Gehilfe hatte seinen Herren heimlich zur Anzeige gebracht, weil er nachweisbar mehrmals an Sonntagen geschwindig ihn hatte arbeiten lassen. Zufällig entdeckte der Prinzipal den wahren Denuncianten und entließ ihn ohne Kündigung. Die Klage des also Entlassenen auf Entschädigung für die Kündigungsfrist wurde von der ersten Instanz anerkannt, von der Oberinstanz aber mit der Motivierung abgewiesen, daß auch die an sich wahre Denunciantion eine im Dienste begangene Treulosigkeit darstelle und die Entlassung des Denuncianten vollständig rechtfertige.

Ihre Majestäten König Albert, Königin Carola und der König von Siam in Meissen. Mit dem ganzen Haube eines deutschen Spätsommertages empfing Meissen den Gast unseres Majestäten aus dem heißen Indien. Vogensländern verbanden die Mastenreihen, die den Fahrweg von der Landungsbrücke bis zur Poststraße einsäumten und von den Masten wehten sächsische und deutsche Fahnen. Nach der Landungsbrücke zu schloß eine größere wappengeschmückte und mit Pflanzen umgebene Mastengruppe die Reihen ab. Auf der Landungsbrücke und den festliegenden Rähnen flatterten ebenfalls bunte Wimpel. Die Fahrtstraße war mit Reis bedeckt. Von vielen Häusern der Stadt wehten die Fahnen zu Ehren der hohen Gäste und einige Gebäude hatten noch besonderen Schmuck angelegt. Am Landungsplatz hatte sich schon lange vor 2 Uhr eine unübersehbare Menschenmenge eingefunden. Das Publikum verhielt sich musterhaft. Zum Empfange Ihrer Majestäten waren Kommerzienrath Amtshauptmann von Schroeter, Oberst von Wälzingen und Bürgermeister Dr. W. anwesend. Es war etwa um 2 Uhr, als das prächtig dekorirte Schiff „Hohenjollern“ anlegte. Als Sr. Majestät der König zuerst auf der Landungsbrücke sichtbar wurde, erscholl brausendes Hurrah, und es wiederholte sich, als Sr. Majestät mit den drei sächsischen Prinzen in den Wagen stieg und dieser sich, zwei Spitzenreitern voran, in Bewegung setzte. Im zweiten Wagen saßen Ihre Majestät die Königin und der König von Siam, ebenfalls von brausendem Hurrah begrüßt, und die gleiche Aufmerksamkeit wurde dann auch den Insassen der folgenden 14 Wagen erwiesen. In der königlichen Manufaktur, wo der Wagenzug nach kurzer Fahrt anlangte, hatten die Führung die Herren Oberbergrath Brunnmann, Bergrath Dr. Heinge, Kommerzienrath Oberfaktor Gessell und einige andere Direktionsmitglieder übernommen. Auf dem Hofe der Albrechtsburg erwarteten die Lehrer und Schüler der Fürstenschule mit der Schulfahne die Majestäten. Die Tafel war, wie schon mitgeteilt, im großen Bankettsaal angeordnet. Sie stand als Längstafel vor den großen Fensternischen. Herrliche Blumen, namentlich Warschauer-Nelkenrosen und Rittersporn, schmückten sie im Verein mit mehreren Schmuckstücken der Possilberkammer. Gespeist wurde auf silbernen Tellern, im Uebrigen war das Service mit dem rothen Drachennuster in Gebrauch. Im Ganzen zählte die Tafel 48 Plätze.

Dresden, 26. August. Das Gartenfest, welches gestern Abend im Ausstellungspalast anlässlich des Besuches des Königs von Siam und der königlichen Familie stattfand, nahm einen glänzenden Verlauf. Die Besucher zählten nach vielen Tausenden. Auf dem Rundwege durch den Park führte der König von Siam die Königin Carola, König Albert die Prinzessin Friedrich August, welchem die Prinzen Georg, Friedrich August, Johann Georg, Albert, Prinzess Mathilde und die sächsischen Prinzen mit glänzenden Suiten folgten. Das Publikum brach in begeisterte Hochrufe aus. Um 1/11 Uhr, nach herrlich verlaufener Feuerwerk, verließen die allerhöchsten und höchsten Herrschaften den Festplatz.

Die Sparkassen im Königreich Sachsen hatten am Schlusse des Jahres Einleger-Guthaben in der Höhe von insgesamt 741,898,000 M. aufzuweisen. Eingezahlt wurden im Laufe des Jahres 1896 im Ganzen 173,328,000 M., zurückgezahlt 145,168,000 M. Der Ueberschuß der Einzahlungen stellte sich also auf 28,160,000 M. Hierzu sind weiter rund 22,400,000 M. an Zinsen zu rechnen, die den Sparern im Laufe des vergangenen Jahres gutzuschreiben waren. Es läßt sich sonach annehmen, daß am Schlusse des Jahres 1896 das gesammte Einleger-Guthaben bei den sächsischen Sparkassen den Betrag von annähernd 793 M. erreichte. Da sich die Bevölkerung Sachsens zu derselben Zeit auf 3,845,000 Einwohner veranschlagen läßt, so entfiel pro Kopf der Bevölkerung ein Sparbetrag von 206 M.

Der Fleischverbrauch im Königreich Sachsen weist für das Jahr 1896 eine starke Zunahme auf. Derselbe stellte sich pro Kopf der Bevölkerung auf 14,4 kg Rindfleisch und 26,7 kg Schweinefleisch, gegen 13,7 kg Rindfleisch und 23,7 kg Schweinefleisch im Vorjahre. Die starke Steigerung im Verbrauch von Schweinefleisch kann als das beste Zeichen dafür gelten, daß der sogenannte „kleine Mann“ etwas zu verzehren hatte. Uebrigens sei hierbei bemerkt, daß sich seit dem Jahre 1870 der Verbrauch von Schweinefleisch pro Kopf der Bevölkerung gerade verdoppelt hat. Der Verbrauch von Rindfleisch ist seit dem Jahre 1890 im ganzen ein wenig veränderter gewesen. Er schwankte zwischen 13,3 kg im Jahre 1891 und 14,9 kg im Jahre 1893. Angefügt sei noch, daß der Salzverbrauch für 1895/96 mit 5,9 kg pro Kopf der Bevölkerung ungefähr dem des Vorjahres (6,0 kg) entspricht.

Plauen i. V., 21. August. Das schlechte Gewissen. Die sächsische Polizei läßt täglich eine Anzahl entnommener Milchproben chemisch untersuchen. Der Polizeibeamte, der die Proben entnimmt, beobachtet gestern auf der Friedhofstraße, als

der sich einem Milchgeschirr näherte, daß die Milchverkäuferin eine große Kanne Milch aus dem Wagen herausnahm und hinter einen Baum stellte. Der Beamte schickte sich nun mit seinem für Milchpanscherien geschärften Blick sofort an, aus dieser „kaltgestellten Flasche“, eine Probe Milch zu entnehmen. Vorchriftsmäßig und nicht ohne Bedenken rührte der Beamte gewissenhaft die Milch der Kanne durcheinander, als plötzlich ein dicker Strahl der allerfettesten Kaffeesahne herniederschloß. In demselben Augenblicke hatte der Beamte aber auch bereits die Kanne zur Seite gerissen und stolt in die Kanne ergoß sich die schöne Sahne auf des Schutzmannes Hose. Vom schlechten Gewissen angetrieben, wollte die Milchhändlerin noch im letzten Momente die Milch wieder auf den regulativmäßigen Fettgehalt bringen. Sie opferte zu diesem Zwecke eine Kanne Sahne, die sie rasch in die dünne Milch gießen wollte. Vergebens. Der Versuch ist ihr nicht gelungen. Die Leute, die Zeugen des Vorfalls waren, ergriffen lebhafteste Partei für den Beamten. Bei der Untersuchung hat Dr. Förster diese Milch beanstandet, weil ihr nicht weniger als  $\frac{1}{4}$  Prozent Fett fehlten.

— **U. btau.** Der hier wohnhafte, schon wiederholt wegen Preßvergehens und Beleidigung mit Freiheitsstrafen belegte Redakteur Horn hatte sich wegen groben Unfugs vor dem Dreidner Schöffengericht zu verantworten. Er ließ im September und Oktober 1895 in seiner von ihm redigierten Zeitschrift „Die Fachgenossen“, Organ des Glasarbeitersverbandes und verwandter Industriearbeiter einen Artikel los, welcher die Ueberschrift trug „Zuzug fernhalten“ und in dem, nachdem verschiedene Orte genannt waren, es u. a. heißt: „Mitglieder, welche in den erwähnten Orten arbeiten, werden von dem Verband ausgeschlossen.“ Nach dem Ergebnis der Beweisaufnahme wurde H. für schuldig erklärt und wegen groben Unfugs in 5 Fällen zu 500 Mark eventuell 2 Monaten Haft kostenpflichtig verurtheilt.

— **Wurzen, 26. August.** Hier waren am 24. August in der Stadtmühle in einer Milchammer zwei Arbeiter damit beschäftigt, das darin vorhandene Mehl durch eine Oeffnung zu schaufeln, damit es in Säcke gefüllt werden konnte. Die Kammer war noch zur Hälfte bis an die Decke gefüllt, als plötzlich eine Mehlwand herabrutschte und den einen Arbeiter ganz, den andern aber nur zum Theil verschüttete. Obwohl Hilfe schnell zur Stelle war, ist der erstere Arbeiter doch erstickt. Der Tod trat nach einer Viertelstunde ein.

— **Reichenbach, 26. August.** In den Tod getrieben hat im benachbarten Schneidensbach den dortigen Gemeindevorstand Herrn Gutsbesitzer Otto Gruschwitz, eine hämische Nachricht im sozialdemokratischen sächsischen Volksblatt, worin die Amtsführung dieses höchst ehrenwerthen Mannes in gehässiger Weise angegriffen wurde. Statt die Buben gerichtlich verfolgen zu lassen, nahm sich der bedauernswürdige Mann die Sache so zu Herzen, daß er seinem Leben durch Erhängen ein Ende machte. Die Familie beklagt einen guten Vater und die Gemeinde einen tüchtigen Vorgesetzten.

— **Chemnitz, 25. August.** Das „Ch. Tgl.“ schreibt: Bedauerlicherweise haben wir abermals von einem Raubmordversuch zu berichten. Gestern, Dienstag, Abend gegen  $\frac{1}{2}$  11 Uhr ist ein solcher im Gasthaus „Zeißig“ bei Penitz vorgekommen, und zwar kamen zwei Unbekannte als Täter in Frage, welche anscheinend bisher in der betreffenden Gegend als Feldarbeiter zur Ernte beschäftigt waren. Dieselben hatten sich schon am Nachmittag in der Gastwirtschaft „Zeißig“ aufgehalten und kamen Abends 10 Uhr wieder dahin. Es war noch ein Gast, ein dortiger Gutsbesitzer anwesend, der zur Bezahlung seiner Zechen ein Zwanzigmarkstück hinlegte. Der Buffetier, welcher der Schwager des Wirthes ist, legte das Geld in die Kassetten. Gegen  $\frac{1}{2}$  11 Uhr sagte er den beiden noch anwesenden Fremden, sie möchten nun nach Hause gehen da er zumachen wolle. Darauf sagte der Eine: „Kommen Sie her, ich will bezahlen.“ und als der Buffetier die Zahlung entgegennehmen wollte, zog Jener einen Revolver hervor und feuerte ihn auf den Buffetier ab. Letzterer wurde glücklicherweise nur an einem Arm leicht verletzt; er stürzte sich sofort nach der Küche. Auf den Schuß hin kam der Schwager, also der Wirth, herbei und auch auf diesen feuerte der Fremde einen Schuß ab, ohne jedoch den Wirth zu treffen. Ehe noch Jemand herbeikommen konnte, waren beide Fremde verschwunden. Der Bezirksgendarm von Penitz wurde sofort von dem Raubmordversuch verständigt, und als heute früh  $\frac{1}{2}$  8 Uhr drei Radfahrer aus Burgstädt am Gasthaus „Zeißig“ vorüberfuhren, hielt dieser dieselben dort an und gab ihnen, da sie die Absicht hatten, nach Altenburg zu fahren, die Weisung, der Altenburger Polizei von dem Raubmordversuch Kenntniß zu geben, da begründete Vermuthung vorliegt, daß die Täter nach Altenburg zu geflohen seien. Um  $\frac{1}{2}$  10 Uhr kamen die Radfahrer in Altenburg an, in gewissenhafter Weise entledigten sie sich ihres Auftrages bei Herrn Polizeiinspektor Hermann Becker. Dank den von diesem, der uns Chemnitzern ja von seiner hiesigen Thätigkeit her als ebenso sigilanter, wie energischer Polizeibeamter bekannt ist, getroffenen Anordnungen war es bereits um  $\frac{1}{2}$  11 Uhr vormittag möglich, den einen der beiden Fremden in Altenburg festzunehmen. Bei der Festnahme beobachtete der betreffende Schutzmann, daß ein anderes verdächtiges Individuum etwa 50 Schritte dahinter herkam; der Verdächtige ergriff sofort die Flucht, wurde aber von dem eben und zu rechter Zeit herbeigekommenen Penitzer Gensdarmen und drei Civilisten verfolgt. Letzteren gelang es, den Flüchtling einzuholen; vor seiner Festnahme versuchte er noch, einen Schuß aus seinem Revolver auf seine Verfolger abzugeben. Das Gewehr scheint jedoch versagt zu haben. So gelang es denn, daß bereits nach  $\frac{1}{2}$  11 Uhr vormittag der zweite der beiden Verdächtige festgenommen wurde. Beide wurden heute Nachmittag durch Herrn Polizeiinspektor Becker unter Aufsicht eines Altenburger Schutzmannes der kgl. Staatsanwaltschaft zu Chemnitz eingeliefert.

— **Strehla.** Schwere Radfahrer-Unglück. Am Sonnabend Abend gegen 9 Uhr wurde auf der von Kleinrügeln nach Strehla führenden Straße in der Nähe des Restaurants zum „Schützenheim“ der in Strehla wohnhafte 67 Jahre alte Schuhmachermeister Albrecht Moritz Nibel von einem Radfahrer demagen angerannt, daß beide zu Boden stürzten. Nibel erlitt hierbei eine so starke Gehirnerschütterung, daß er noch in derselben Nacht gegen 1 Uhr verstarb. In dem Radfahrer wurde der 1877 zu Ducha bei Dahlen geborene, jetzt in Riesa wohnhafte Arbeiter Friedrich Hermann Heinz ermittelt. Derselbe giebt an, daß seine Maschine mit brennender Laterne versehen gewesen sei, er auch das vorchriftsmäßige Zeichen seines Herans-

naßens gegeben habe und in langsamem Tempo gefahren sei. Die letztere Angabe wird jedoch bestritten.

**Ferkelmarkt zu Wilsdruff am 27. August 1897.**  
Ferkel wurden eingebracht 153 Stück und verkauft: starke Waare 4 bis 8 Wochen alt das Paar 30 Mk. — Pf. bis 34 Mk. — Pf. Schwächere Waare das Paar 21 Mk. — Pf. bis 27 Mk. — Pf. Eine Kanne Butter kostete 2 Mk. 30 Pf. bis 2 Mk. 50 Pf.



Wollen Sie Ihre  
**Wäsche**

wirklich gut und vortheilhaft  
waschen, so kaufen Sie

● **Elfenbein-Seife** ●

oder **Elfenbein-Seifenpulver** mit der Schutzmarke „Elefant“. Man achte auf Schutzmarke „Elefant“.

Günther & Haussner, Chemnitz-Kappel.

In Wilsdruff bei: **Otto Günstlich, Bruno Gerlach, Paul Klesch, Hugo Plattner, Hermann Streubel, Rudolf Schmidt, Anton Wendisch, E. A. Hertel, Hugo Busch.**

Eine erste deutsche **Vieh-Versicherungs-Gesellschaft** sucht für größeren Bezirk einen gewandten energischen Herrn als

## Mitarbeiter

gegen Fyrum und Spejen.

Die Stellung ist angenehm und dauernd. Herren mit guten Beziehungen in landwirtschaftlichen Kreisen erhalten den Vorzug.

Offerten unter **V. S. 1897** mit Angabe bisheriger Beschäftigung an die Exp. dieser Zeitung erbeten.

**Wer Geld** in kleinen oder größeren Beträgen auf gute Loderll. Hypothek oder auf andere sichere Anlagen mit besserer Verzinsung ausleihen will wende sich vertrauensvoll an das Hypotheken-Bureau **A.W. Beckel, Dresden** an der Frauenkirche 1! Auskunft kostenfrei u. bereitwilligst!

## Danksagung.

Seit einem Jahre litt ich an einer Flechte am rechten Fuß. Dieselbe war bald trocken, bald auch wieder nässend und verursachte mir entsetzliches Krümmen und Jucken. Da ich andere Hilfe nicht zu finden wußte, wandte ich mich endlich an den **homöopathischen Arzt Herrn Dr. med. Hope in Görlitz**. Dieser heilte das langwierige Uebel in wenigen Wochen, wofür ich meinen herzlichsten Dank hierdurch ausspreche.  
(gez.) **Pauline Joachim** in Neuhammer.

## 1 billiges Arbeitspferd

ist zu verkaufen in der Möbelfabrik von **C. A. Klemm.**

## Namenlos glücklich

macht ein zarter, weißer, rosiger Teint sowie ein Gesicht ohne Sommerprossen und Hautunreinigkeiten, daher gebrauche man:

## Bergmann's Lilienmilchseife

von **Bergmann & Co.** in Radebeul-Dresden.  
à Stück 50 Pfg. bei **Apotheker Tzschaschel.**  
„Man verlange: Radebeuler Lilienmilchseife.“

## Für

## Zahnleidende.

**Künstliche Zähne mit und ohne Gaumenplatte von 2 Mk. an. Plomben, Zahnziehen, Nervtöten schmerzlos. 16jährige praktische Thätigkeit garantiert für nur tadellose Arbeit. Auf Wunsch komme nach Wilsdruff ins Haus.**

**Dresden-A., Schloßstr. Nr. 20, II., W. Löffler, Zahnkünstler Dentist.**

Waltsgotts geklärter

## Citronensaft

anerkannt bestes und wohlschmeckendstes Fabrikat für Speisen und als Erfrischungsmittel, empfiehlt Apotheker **Tzschaschel.**

Veränderungshalber bin ich genehm, mein in gutem Zustande befindliches Haus mit  $\frac{1}{2}$  Scheffel Feld zu verkaufen. Zu erfragen in der Exped. d. Bl.

## 2 tüchtige Kulscher

bei 19 Mk. Wochentlohn sofort gesucht.

Baumstr. **Emil Partzsch, Deuben.**

## 30 tüchtige Erd-Arbeiter

bei 30 Pfg. Stundenlohn nach **Tharandt** sofort gesucht.

Baumeister **Emil Partzsch, Deuben.**

## Aus Dankbarkeit

und zum Wohle Magenleidender gebe ich Jedermann gern **unentgeltliche** Auskunft über meine ehemaligen Magenbeschwerden, Schmerzen, Verdauungsstörung, Appetitmangel etc. und theile mit, wie ich ungeachtet meines hohen Alters hiervon befreit und gesund geworden bin.

**F. Koch, Königl. Förster a. D.**  
Pombien, Post Nieheim (Westfalen).

Zum sofortigen **Autritt** wird ein **ordentlicher Pferdeknecht** gesucht.

**Rittergut Klipphausen.**

# Reste

von

reinwollenen **Kleiderstoffen, Leinen und Baumwollwaaren**

verkauft

zu **aussergewöhnlich billigen Preisen**

# H. Zeimann,

**Dresden, Webergasse 1, I. Et.**



# Illustrirtes Sonntagsblatt

Wöchentliche Beilage zum  
Wochenblatt für Wilsdruff.

N<sup>o</sup> 35. 1897.

## Die holländische Erbschaft.

Roman von S. Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Bei den Nachforschungen, die der Staatsanwalt Peereboom anstellen ließ, wollte sich weder für noch gegen den Löwenbändiger etwas Wesentliches ergeben. Hinsichtlich des anderen Erben erkundeten die Geheimpolizisten, daß dieser ein Spieler war, in schlechter Gesellschaft verkehrt hatte und viel mit dem getödteten Tigerbändiger Stokton zusammen gesehen worden war. Als bemerkenswerthe Thatsache berichtete man ihm ferner, daß Stokton vor der Katastrophe im Cirkus in großer Geldnoth gewesen war. Er hatte von dem Direktor Deiro Vorschuß verlangt, der ihm nicht bewilligt wurde, weil er seine Gage schon auf mehrere Monate voraus bezogen hatte. Darauf borgte Stokton von den Kellnern des Nieuwe Cafés kleine Beträge. Plötzlich am Morgen des Unglückstages im Cirkus schien der Schotte über größere Summen verfügen zu können. Er wechselte im Café einen hohen Geldschein, zahlte seine Schulden und frühstückte üppig.

Doktor Peereboom wußte, daß jener Erich Reinkens ohne Mittel war, er erkundigte sich daher amtlich bei Otto Nembold, ob dieser den Erben, dessen Rechte er begründen wollte, mit Geld versähe, und bat um eine mit dem Datum der Aushändigungen versehenen Aufstellung der etwa vorgestreckten Summe. Diesem Verlangen des Staatsanwaltes mußte Nembold nachkommen, und aus der von dem Anwalt eingesandten Aufzeichnung ersah Peereboom, daß einen Tag vor dem Unglücksfall im Cirkus jener Erich Reinkens eine Summe von zweihundertfünfzig Gulden von dem jungen Anwalt erhalten habe. Weitere Nachforschungen ergaben, daß Stokton, solange er in Amsterdam war, keine Geldsendungen mit der Post erhalten hatte und seines unangenehmen Charakters wegen keinen Freund außer jenem Erich Reinkens besaß.

Das war der einzige wichtige Punkt, der dem Staatsanwalt hinsichtlich jenes Mannes einen bis jetzt noch recht unsicheren Anhalt gab.

Es war dem Staatsanwalt daher ungemein lieb, daß durch der energischen Storchkünstlerin Betreiben jetzt Fluß in die Sache kam. Jene wollte die todtgeglaubte Mutter des wahren Reinkens gefunden haben. Nach den Darlegungen in dem Briefe lag eine Wahrscheinlichkeit für die Behauptung der munteren und entschlossenen Dame vor. Die Papiere der alten Frau mußten Weiteres sagen; der Ausruf der Alten, welchem auch der Hausvater gehört haben wollte, sprach jedenfalls in hohem Grade für die Wichtigkeit der Behauptung der Storchkünstlerin. Er bewies, daß ihr ein Sohn in Ostende durchgegangen war, der Erich hieß. Es war doch nicht anzunehmen, daß damals zwei Frauen Namens Marie Reinkens ein Sohn in Ostende fortgelaufen sei.

Nun aber erwähnte die Storchkünstlerin in ihrem sehr ausführlichen Briefe gar nichts von Papieren der Frau Reinkens, die sich auf deren Verheirathung mit Oswald Braun bezogen. Die alte Frau schien demnach keine solche zu besitzen. Wenn sie nun wirklich auch in einem der Männer ihren vor elf Jahren entlaufenen Sohn erkennen sollte, so war damit noch nicht gesagt, daß dieser Sohn jener Erich Reinkens Braun und der Erbe war. Es wurde dadurch nicht bewiesen, daß der andere Prätendent kein Erich Reinkens sei, und ebensowenig, daß jener nicht als Sohn Erkante dem Anderen die Papiere gestohlen habe. Immerhin war es jedoch für den seltsam verzwickten Fall von großer Wichtigkeit, wenn einer der Beiden für einen Erich Reinkens, Sohn einer Marie Reinkens, die in Ostende gewohnt, sicher erklärt wurde. Weitere Untersuchungen hinsichtlich der Frau ergaben dann vielleicht, ob er der gesuchte Erbe sei oder nicht.

Das waren die Erwägungen des Doktor Peereboom nach dem Empfang des Briefes. Er berieth sich mit dem Präsidenten des Kollegiums, in welcher Weise dieser Versuch mit der alten Dame wohl angestellt werden könnte.

Bertha Sigismund hatte am nächsten Morgen nach ihrer Ankunft in Amsterdam in aller Frühe dem Staatsanwalt die Benachrichtigung

gesandt, daß sie mit der alten Frau und dem Hausvater des Pfründnerhauses eingetroffen sei. Zwei Stunden später schon erhielt sie das Ersuchen, mit der alten Dame und dem Hausvater auf dem Stadtgericht in dem Bureau des Staatsanwaltes Peereboom um ein Uhr Mittags sich einzufinden zu wollen.

Zur festgesetzten Zeit brachte der Gasthofswagen die Drei zum Stadtgericht, wo sie in das Zimmer des Doktor Peereboom geführt wurden.

Der Staatsanwalt, in dessen Zimmer auch der Präsident van Heese anwesend war, ließ sich die ganze Sache von Bertha noch einmal erzählen. Er stellte verschiedene Fragen an den Hausvater und ließ sich die Papiere der Frau Reinkens vorlegen. Die beiden Beamten studirten diese sorgfältig. Von dem Namen Braun kam in den Papieren nichts vor.

„Ist Ihnen der Name Oswald Braun bekannt?“ fragte der Staatsanwalt, der gleich wie der Präsident vollkommen gut deutsch sprach, die alte Dame.

Marie Braun zuckte bei der Nennung dieses Namens zusammen; ihre Augen flimmerten beunruhigt, sie schlug die Arme auf eigenthümliche Weise über die Brust zusammen, gab jedoch keine Antwort auf die Frage.

Peereboom schüttelte den Kopf. „Sind Sie mit Oswald Braun verheirathet gewesen? Haben Sie sich von Oswald Braun in Amerika getrennt und besitzen Sie darüber Papiere?“

Die alte Dame that noch ängstlicher und schlug wieder die Arme so sonderbar vor sich zusammen.

„Folgen Sie mir, meine Herrschaften,“ sprach jetzt der Staatsanwalt, und die fünf Personen begaben sich in den kleinen Sitzungssaal.

Die Jalousien waren heute vollständig aufgezoogen, der Saal ungemein hell, drei Stühle standen so an der Wand, daß die darauf Sitzenden im Schatten waren. Man wies Bertha an, mit dem Hausvater und der Frau Reinkens dort Platz zu nehmen. Dann standen ihnen gegenüber etwa in der Entfernung von fünf Schritten zwei andere leere Sessel. Seitlich von all diesen Sitzen befand sich der halbkreisförmige Tisch, an welchem schon vier Herren saßen, in deren Mitte nun der Staatsanwalt und Herr van Heese Platz nahmen.

Der Präsident gab ein Zeichen mit der Glocke, und durch eine den drei Stühlen gegenüber befindliche Thür wurden jetzt zwei Männer hereingeführt — Erich Reinkens und Henry Büsum.

Die Beiden erhielten die Weisung, bis an die leeren Stühle vorzutreten.

Sie thaten es.

Plötzlich blieb Henry einige Sekunden wie erstarrt zurück, er schien zu wanken, war fahlbleich geworden, sein Mund öffnete sich und die Unterlippe zitterte ihm auffallend. Er hatte seine Schwester unter den drei Personen, die dort an der Wand saßen, erkannt. Den Kopf vornüber geneigt, die Augen fest auf den Boden geheftet, schritt er nun vor.

Bertha hatte beim Eintritt der Beiden einen liebevollen Blick auf Erich geworfen und den anderen Mann nur flüchtig angeschaut, sie sah jetzt erwartungsvoll und in höchstem Grade gespannt auf die alte Frau neben sich. Diese blickte gleichgiltig den Hereinkommenden entgegen, ruhig, theilnahmslos, nur zu murmeln hatte sie aufgehört.

„Meine Dame, bitte, sehen Sie diese beiden Herren sich genau an,“ sprach jetzt Peereboom sehr laut zu Frau Reinkens.

Die alte Dame erhob sich bei diesen Worten, blickte jedoch nicht nach den beiden Männern, sondern unruhig auf den Staatsanwalt selbst.

In dem Augenblick, als die alte Frau aufstand, schaute Erich diese scharfer an. Er trat einen Schritt vor, er bebte und Thränen rollten über seine Wangen.

„Mutter!“ rief er schluchzend.

Die alte Frau neigte bei diesen Worten ihren Kopf auf die Seite, als ob sie lauschen wollte, in ihrem Gesichte arbeitete es seltsam. Die Muskeln verzogen sich, ihre Augen wurden kleiner und größer, sie griff mit den Händen vor sich — es war ein unheimlicher Anblick.

„Mutter, liebe Mutter!“ rief Erich noch einmal.  
 „Erich, mein Sohn!“ schrie jetzt die alte Frau gellend und stürzte hervor, dem auf sie zueilenden Sohne in die Arme.

In diesem Augenblicke hatte Henry Büsum erschreckt den Kopf erhoben. Mit thränenumflortem Blick schaute Bertha jetzt auf diesen Mann, ihre Thränen versiegeten plötzlich.

„Henry!“ rief sie entsetzt. „Mein Bruder Henry!“

Henry wandte sich hastig um — aber es war geschehen, der Ausruf war gehört worden.

Der Staatsanwalt war vor Ueberraschung von seinem Sitze aufgesprungen. Er winkte den beiden Wärtern, die an der Thür ihren Wachposten hatten — diese zogen die Säbel und traten näher an die Thüröffnung.

Bertha war sich mit einem Male jetzt bewußt geworden, welche Rolle ihr Bruder hier gespielt und was sie gethan hatte, sie schlug die Hände vor das Gesicht und weinte.

„Fräulein Sigismund, bitte, treten Sie näher,“ forderte jetzt Beereboom die Storchkünstlerin auf. „Sie nannten diesen Mann da Henry und ihren Bruder. Ist das wahr, ist er das?“ frug er ernst und streng.

„Muß ich das sagen?“ schluchzte Bertha.

„Das sind Sie dem Gesetz nach gezwungen zu sagen — mehr, wenn es Ihren Bruder belästet, nicht.“

„Er ist mein Bruder,“ antwortete Bertha unter Thränen.

„Sie heißen Sigismund?“

„Nein — Agnes Niela, geborene Büsum.“

„Und dieser Herr also Henry Büsum?“

„So ist es,“ sprach Bertha weinend.

„Sie gestehen, daß Sie Henry Büsum heißen und der Bruder jener Dame sind?“ wandte sich der Staatsanwalt an Henry.

„Ich gestehe das keineswegs,“ erwiderte Henry finster. „Ich kenne die Person nicht — diese Dame ist wahnsinnig.“

„Sie gestehen, daß Sie diese Papiere hier jenem Mann entwendet haben?“ frug der Staatsanwalt, auf Erich's Papiere und den Löwenbändiger deutend.

„Nein, ich gestehe das durchaus nicht,“ beharrte Henry trotzig.

Der Doktor Beereboom schlug in seinem großen Taschenbuche nach und suchte etwas in seinem Altentück.

„Sie behaupten, Erich Reinkens zu heißen und der rechtmäßige



Das neue Konversationshaus auf Helgoland. (S. 140)

Besitzer dieser Papiere zu sein?“ richtete er die Frage noch einmal an Henry.

„Das behaupte ich!“

Der Präsident winkte dem im Saale anwesenden Boten, schrieb einige Worte auf ein Blatt und übergab es dem Mann, der sich eilig mit dem Formular entfernte.

Es dauerte fast eine halbe Stunde, während dessen die Herren am grünen Tisch sich eifrig miteinander unterhielten.

Erich saß neben seiner Mutter, er hielt deren Hand in der seinen und richtete ab und zu Trostesworte an die Storchkünstlerin, welche ganz außer sich war, laut weinte und schluchzte, indem sie sich anklagte und gar nicht auf die Vorstellungen ihres Onkels hörte.

Da öffnete sich wieder die Thür, und Gaudentia, von dem Boten geführt, trat ein. Sie ging aufrecht und fest bis zu dem Präsidententisch vor.

Bertha stieß beim Erblicken der älteren Schwester wieder einen lauten Schrei aus. Durch Gaudentia's hohe, stattliche Gestalt lief ein Zittern. Sie grüßte die Schwester mit der Hand und neigte, ohne Henry eines Blickes zu würdigen, den Kopf.

„Ich habe Sie herberufen, Frau Büsum,“ begann der Staatsanwalt, „damit Sie mir einige Fragen beantworten. Sie heißen Gaudentia Büsum?“

„Ja.“

„Stehen Sie in einem verwandtschaftlichen Verhältniß zu jenem Manne?“ frug Beereboom weiter, auf Henry deutend.

„Ja, dieser Mann ist mein Bruder,“ antwortete laut und klar Gaudentia.

„Er wohnte bei Ihnen unter dem Namen Erich Reinkens aus New-York?“

„Ja,“ antwortete Gaudentia. „Ich meldete ihn so bei der Polizei an.“

„In welcher Absicht?“ frug der Staatsanwalt.

„Wenn ich diese Frage beantwortete, würde ich gegen meinen Bruder aussagen — hier verleiht mir das Gesetz Schutz. So schlecht er sein mag — er ist mein Bruder. Ich beantworte diese Frage nicht,“ erklärte ruhig und bestimmt Gaudentia.

„Das ist Ihr Recht,“ versetzte der Staatsanwalt. „Aber Ihre Antwort genügt uns. — Hat Ihr Bruder Sie gezwungen, ihn für Erich Reinkens auszugeben?“ frug er weiter.

„Nein, das hat er nicht gethan.“

„Sie wußten aber, was er that?“

„Alles nicht, aber die Hauptfache.“

„Zwang Ihr Bruder Sie, sein Handeln zu dulden?“

„Nein, die Umstände verleiteten und zwangen mich, ihn zuerst in dem, was ich für kein sehr großes Unrecht hielt, zu unterstützen, nämlich in dem Bestreben, die Erbschaft zu erringen. Ich will nicht

länger Lüge auf Lüge häufen" — hierbei warf Gaudentia einen unsagbar traurigen Blick auf Erich — „sondern Alles gesehen. Zuerst verleitete mich die dunkle, traurige Zukunft, der ich entgegen sah, daß ich mich jenes großen Vermögens, das ich für herrenlos hielt, für mich, für Henry und meine Schwester, die ich gleichfalls in Armuth wähnte, zu bemächtigen suchte. Es kamen noch andere Gründe dazu, die ich nicht zu sagen brauche. Ich half Henry bis zu einem gewissen Punkt.“ Gaudentia blickte jetzt wieder zu Erich hinüber, der sie theilnahmenvoll

ansah. „Jetzt weiß ich,“ fuhr sie fort, „daß ich, ohne es zu wollen, ein schweres Unrecht begangen habe, denn noch einmal sei es gesagt: wenn jener Mann,“ die Sprechende wies auf Erich, „nicht mehr gelebt hätte, so würde ich keine Minute Bedenken tragen, das Vermögen, welches entferten Verwandten des Erblassers zufiel, die den Verstorbenen vielleicht nicht einmal kannten, an mich zu nehmen. Aber die Dinge lagen anders. Ich that Unrecht und wurde furchtbar dafür bestraft, so gräßlich, daß alle Strafen, die das Gericht über mich verhängen könnte, nichtig dagegen sind, leichte, schwache Schatten.“

Gaudentia schwieg. Henry hatte, während seine Schwester sprach, sich auf einen Stuhl sinken lassen und barg den Kopf in die Hände. Jetzt erhob er sich. „Meine Schwester sagt nicht die Wahrheit,“ stieß er rauh hervor. „Ich zwang sie, sich an dem Betrug zu beteiligen, ich zwang sie mit allen Mitteln, die mir

zu Gebote standen, mit der stärksten Gewalt, deren ich fähig war.“ „Das ist nicht wahr,“ sprach Gaudentia dagegen. „Mich zwingt Niemand,“ fügte sie mit seltsamem Lächeln hinzu. „Ich wollte das Schicksal zwingen, es mir unterjochen, ich wich hierbei von dem Wege des Rechts und stürzte in den Abgrund. Die Strafe, welche das Gesetz mir gibt, ist gering dem gegenüber, was ich seit Monaten leiden und in den letzten Wochen ertragen habe. Mir kann das Leben nichts Furchtbares mehr bieten.“

„Herrn Bäum, ich erkläre Sie für verhaftet,“ sprach der Staatsanwalt ernst. „Sie müssen die Haft sogleich antreten, folgen Sie jenem Mann.“

Der Staatsanwalt winkte nach der Thüre zu, und Gaudentia schritt langsam und aufrecht aus dem Saal.

„Sie bleiben natürlich gleichfalls in Haft,“ erklärte Peereboom Henry, der geleitet von zwei Sicherheitsbeamten, den Kopf tief vornüber geneigt, darauf ebenfalls den Saal verließ.

„Herr Reinkens, die Untersuchungshaft, welche über Ihre Person verhängt wurde, ist aufgehoben,“ wandte der Staatsanwalt sich dann zu Erich. „Ich möchte jedoch Sie, wie Ihre Frau Mutter

und auch Sie, Frau Agnes Micka, in meinem Amtszimmer noch einmal sprechen.“

20.

Nachdem der Staatsanwalt die Sitzung geschlossen, war die alte Dame so schwach, daß man ihr eine Erfrischung holen mußte. Auch Bertha und ihr Onkel, ebenso der noch recht schwache Löwenbändiger, fühlten sich von den Dingen, welche sie soeben erlebt, sehr angegriffen.

Nachdem sie sich gestärkt, begaben sich Alle zu dem Bureau Peereboom's.

Der Staatsanwalt wandte sich zuerst an Erich. „Sie verdanken die so überraschend schnelle, günstige Wendung Ihres Geschickes, mein Herr, in erster Linie dieser Dame,“ er richtete hierbei den Blick auf Bertha, „die mit einem ganz ungewöhnlich festen Glauben an Ihre Unschuld und mit der feurigsten Begeisterung für Ihre Sache kämpfte. Erich Reinkens, Sie sind der Sohn jener würdigen Dame, Marie Reinkens,“ fuhr der Staatsanwalt fort, „und wahrscheinlich ist Ihre Frau Mutter die Wittwe des hier verstorbenen Erblassers Oswald Braun. Das ist jedoch juristisch bindend für uns noch nicht nachgewiesen, demnach können Sie vorläufig in die Erbschaft Oswald Braun's nicht eintreten. Sie brauchen deshalb jedoch nicht alle Hoffnung aufzugeben.“

„Ich habe nie nach dieser Erbschaft gestrebt, Herr Staatsanwalt,“ versicherte Erich. „Ich werde aber wohl in Zukunft ein Vermögen recht gut gebrauchen können,“ fügte er hinzu, wehmüthig auf seinen eingebundenen Arm deutend.

(Fortsetzung folgt.)



Spazierritt. Nach einem Gemälde von Gustav Eggena. (S. 140)

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Das neue Konversationshaus auf Helgoland.** (Mit Bild auf Seite 138.) — Im Sommer 1892 hat die Gemeindevertretung der Insel Helgoland auf dem „Unterland“ durch den Hamburger Architekten F. H. Schmidt das schöne neue Konversationshaus errichten lassen, von dem wir auf S. 138 eine Ansicht bringen. Den gefälligen Formen dieses stattlichen Bauwerkes entspricht durchaus das praktisch und behaglich eingerichtete Innere, das Gesellschafts-, Musik-, Lese- und Restaurationsräume enthält, sowie eine ringsum laufende Veranda, durch deren hohe Fenster die Seebrise einströmen kann. Auf dem Plage vor dem Konversationshause erhebt sich das am 26. August 1892 enthüllte Denkmal Hoffmann's von Fallersleben.

**Spazierritt.** (Mit Bild auf Seite 139.) — Ein jugendliches Paar in mittelalterlicher Gewandung sehen wir auf dem Bilde S. 139 (nach einem Gemälde von Gustav Eggens) zu Pferde über eine weithin sich ausdehnende Ebene dahinsprengen. Der schmucke Jungherr wie das holde Edelfräulein sind augenscheinlich in glücklichster Stimmung, wie ihre strahlenden Züge und die Sprache der einander zugewendeten Augenpaare uns deutlich genug kund thun. Schwelkt schon die Brust eines Jeden, der auf mutbigem Ross so in Gottes schöne Welt hineinreiten darf, ein Gefühl des Wohlbehagens, so scheint hier noch zudem der schelmische Amor den Beiden unsichtbar auf ihrem Spazierritte das Geleit zu geben.

**Geistesgegenwart.** — Cecil Marmont, der erste Kammerdiener der Königin Elisabeth von England, unterhielt schon zu deren Lebzeiten einen regen Briefwechsel mit ihrem Thronfolger, Jakob VI. von Schottland. Er berichtete in demselben regelmäßig über ihren Gesundheitszustand, ihre staatlichen Maßnahmen u. dergl., wofür ihm Jakob reiche Geschenke sandte. Hätte die Königin von diesem Verkehr Kunde erhalten, so würde es selbstredend um Marmont geschehen gewesen sein; denn ebensowohl wie Elisabeth den Tod fürchtete, ebenso verhaßt war ihr der Gedanke, daß der Sohn der Maria Stuart, die sie dem Schaffot überliefert, einst an ihrer Statt England beherrschen werde. Man kann sich nun das Entsetzen des Kammerdieners vorstellen, als ihm eines Tages in Gegenwart der Königin wieder eine Sendung aus Schottland zugestellt wurde.

„Was enthält denn dieses Paket?“ forschte die Königin.

„Ich weiß es nicht!“ sagte Marmont.

„Nun, so öffne es, vielleicht sind interessante Nachrichten darin!“

Dem Kammerdiener zitterten die Glieder. Willfahrte er nicht, so bestand die argwöhnische Königin erst recht auf ihrem Willen; erhielt sie aber von dem Inhalt Kenntnis, so hatte seine letzte Stunde geschlagen. Da kam ihm ein rettender Gedanke. Die Königin befürchtete stets, daß man es auf ihr Leben abgesehen habe und sie beispielsweise durch Zusendung von mit Giftstoffen imprägnierten Schriftstücken heimtückisch umzubringen trachte. Marmont roch deshalb an dem Paket und murmelte dann vor sich hin: „Das riecht doch eigentümlich.“

Sofort sprang die Königin einige Schritte zurück und rief ängstlich: „Zulassen, zulassen!“ Dann eilte sie mit wunderbarer Hast aus dem Gemache.

Das einzige Mittel.

Gläubiger (der Hauswirthin ein Geldstück in die Hand drückend): Sagen Sie mir, Frau, wie fange ich es an, daß ich den Herrn Spund einmal spreche? Hauswirthin: Da gib's nur ein, Sie müssen sich den Kopf von irgend einem . . . Geldbriefträger pumpen!



**Das Impfen der Prinzen.** — Es war im November des Jahres 1789, als zum ersten Male preussische Prinzen geimpft wurden. Diese Handlung vollzog der zufällig in Berlin anwesende Arzt Doktor Brown. Zuerst impfte er die beiden jüngeren Prinzen, Heinrich (geb. den 30. Dezember 1781) und Wilhelm (geb. den 3. Juli 1783), dann auch den Kronprinzen Friedrich Wilhelm (geb. den 30. August 1770) und den Prinzen Ludwig (geb. den 5. November 1773). In den Kirchen betete man um glücklichen Ausgang dieser im Jahre 1718 durch die Lady Montague in Europa eingeführten Operation. Denn geimpft wurde damals noch mit Menschenblättern, erst am 14. Mai 1796 impfte der englische Arzt Doktor Jenner zum ersten Male mit Kuhpocken. Am 8. Dezember waren alle Nachwirkungen der Impfung bei sämtlichen Prinzen vorüber und am 11. Dezember gab ihnen die Königin-Wittve (vormals Gemahlin Friedrich's des Großen) ein Fest, wobei die königliche Kapelle das Tebeum Graun's aufführte, und dann ein Festmahl stattfand, an dem der König (Friedrich Wilhelm II.) und seine Gemahlin (Luise, geb. Prinzessin von Hessen-Darmstadt) theilnahmen. Weiter lud sie der König zu einem großen Festmahl am 15. Dezember ein und besuchte Abends in ihrer Begleitung die Aufführung von Mozart's „Belmonte und Konstanze“. Am 20. ging er mit seiner Gemahlin, der Königin-Wittve und den älteren beiden Prinzen in den Dom, wo der Hofprediger und Konsistorialrath Friedrich Samuel Gottfried Sack eine Dankespredigt hielt, die Sängerin Lebrun eine von dem Kapell-

meister Johann Friedrich Reichard komponirte Klopstock'sche Ode sang und endlich noch ein von demselben gefeiertes Tebeum vorgetragen wurde. Kleinere Feierlichkeiten fanden in den anderen Kirchen Berlins statt. Doktor Brown aber erhielt ein Geschenk von 10,000 Thalern, eine lebenslängliche Rente von 600 Thalern und den Titel als Geheimrath. [D.]

**Abgeführt.** — Als Graf Leo Tolstoi sich einst in Moskau aufhielt, sah er eines Tages einen Polizisten, der einen betrunkenen Bauer mit ziemlich rauher Art über die Straße nach der Polizeiwache zerrie. Der Graf trat auf den Polizisten zu und fragte ihn in heftigem Tone: „Kannst Du lesen?“

„Gewiß!“ versetzte der Andere.

„Hast Du auch die Heilige Schrift gelesen?“

„Jawohl!“

„Dann vergiß nicht, daß geschrieben steht, wir sollen unseren Nächsten lieben!“

Der Polizist blickte den Dichter erstaunt an und fragte dann zurück: „Sage mir, kannst denn Du lesen?“

„Gewiß!“

„Hast Du auch die Polizeiverordnung gelesen?“

„Nein!“

„Na, so lese sie Dir erst durch und predige dann!“ [L-n.]

**Ein historischer Fettsack.** — Einen geschichtlichen Fettsack besitzt die Friedrichsberger Schützengilde von König Friedrich VII. von Dänemark. Als dieser noch Kronprinz war, kneipete der hohe Herr sehr stark im „Herrenzelt“ mit und wollte zuletzt „Schützengilbruder“ werden. Als er aber das Protokoll unterzeichnen sollte, war er schon vom feurigen Wein sehr „schwach“, fiel mit der linken Hand in einen gefüllten Butterteller und drückte dieselbe darauf so in's Protokoll ab, daß sie noch heutigen Tages darauf zu sehen ist. [E. K.]

Ergänzungs-Aufgabe.

Die nachstehenden verflümmelten Wörter:

E	S	U
R	B	S
U	D	E
E	P	O
N	A	R
I	Z	Z
A	D	E
W	E	E

sind durch Hinzufügung der fehlenden Anfangs- und Endbuchstaben in der Weise zu ergänzen, daß dieselben 1) einen Vulkan, 2) eine Hülsenfrucht, 3) ein Austrümmungstheil der Wasserfahrzeuge, 4) einen römischen Geschichtsschreiber, 5) eine able Angewohnheit, 6) ein Errebad, 7) ein Geipmisch, 8) einen Fluß in England nennen, und daß die zu ergänzenden Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, zwei Eigenschaften des menschlichen Geistes ergeben.

Auflösung folgt in Nr. 36.

Auflösungen von Nr. 34: des Bilders: Räthfels: Der Geist allein macht den Körper reich; des Vogogriphs: Kain — Kamin.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag von Martin Berger in Wilsdruff

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union-Deutsche-Verlagsgesellschaft in Stuttgart.